

„Ein bisschen pioniermäßig unterwegs“

Die Umsetzung der solidarischen Landwirtschaft

am Fallbeispiel der GartenCoop Freiburg

aus soziologischer Perspektive

B.A.-Arbeit

zur

Erlangung des akademischen Grades

"Bachelor of Arts"

der Philologischen, Philosophischen und
Wirtschafts- und Verhaltenswissenschaftlichen Fakultät der
Albert-Ludwigs-Universität
Freiburg i. Br.

vorgelegt von

Ronja Mikoleit

aus Essen

Sommersemester 2012

Hauptfach Soziologie

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	1
2. Theorieteil.....	3
2.1 Soziologische Gegenwartsdiagnosen.....	3
2.2 Gesellschaftliche Dimensionen der Umweltdebatte: Der Begriff der Nachhaltigkeit im Kontext von sozialen, ökologischen und wirtschaftlichen Krisen.....	7
2.4 Gemeinschaften: Der Gemeinschaftsbegriff und Prozesse der Vergemeinschaftung.....	13
3. Der Hintergrund: Gärtnernde Stadtmenschen, der Bioboom und solidarische Ökonomie in der Landwirtschaft	17
4. Über die GartenCoop Freiburg	22
5. Der Forschungsansatz: Grundsätze qualitativer Sozialforschung und das methodische Vorgehen	26
6. Analyseergebnisse.....	30
6.1 Vergleich und zusammenfassende Vorstellung der Fälle.....	30
6.2 Sinnggebung im eigenen Leben und die Bedeutung der Autonomie.....	33
5.3 Krisenkontext und Pragmatismus: Machen statt Analysieren	38
5.4 Vernetzungen: die GC als Gemeinschaft und Teil einer Bewegung	46
7. Fazit und theoretische Rückbindung.....	54
8. Literaturverzeichnis.....	61
9. Anhang.....	63

1. Einleitung

„Das Glück ist grün“. So überschrieb „Die Zeit“ am 24.05.2012 ihre Titelgeschichte und widmete den vielfältigen Formen dieses Glücks ihr Feuilleton. Derzeit beschäftigen sich eine Vielzahl von Reportagen, Essays und Artikeln mit dem Thema des Gärtnerns. „Selbst säen, selbst ernten, diese Urfahrung lockt viele urbane Kleinbauern. Eine Sehnsucht nach dem krisenfesten Leben, eigenversorgt und eingebunden in den Rhythmus der Jahreszeiten“, lässt sich beispielsweise in einem dieser Artikel lesen (Rauterberg 2012: 43). Die Idee, auch als Stadtmensch sein eigenes Gemüse erzeugen zu können und damit in direkter Verbindung mit der Natur zu stehen, scheint im Kontext von ökologischen, ökonomischen und sozialen Krisen (wieder) an Attraktivität zu gewinnen. Auch der Bioboom deutet darauf hin, dass es vielen Menschen mit ganz verschiedenen Hintergründen wichtig ist, wie ihre Lebensmittel erzeugt werden.

„Seit 2007 leben weltweit erstmals mehr Menschen in Städten als auf dem Land. Vom Land leben sie trotzdem noch.“ (Müller 2011: 22) Die Bedeutung der Landwirtschaft in der heutigen Welt, zumindest in den westlich-industrialisierten Ländern, scheint gemessen an der Gesamtwirtschaft nur noch minimal zu sein, gleichzeitig ist sie die Grundlage für das Funktionieren der Gesellschaft, da wir vollständig von der Nahrungsmittelproduktion durch die Landwirtschaft abhängig sind. Wie können wir dafür sorgen, auch in Zukunft genügend Nahrungsmittel zu haben, auch wenn das Erdöl, das für die landwirtschaftliche Massenproduktion und den Transport von Lebensmitteln zur Zeit vonnöten ist, zur Neige geht; wie kann für Ernährungssicherheit bzw. sogar Ernährungsautonomie gesorgt werden? In soziologischer Hinsicht sind vor allem die gesellschaftlichen Reaktionen auf diese Entwicklung interessant. Eine Antwort ist die Wiederentdeckung der Gemeingüter und des gemeinschaftlichen Handelns. Dass die Bedeutung von Gemeingütern nicht mehr marginalisiert wird, zeigt auch die Verleihung des Wirtschaftsnobelpreises an die amerikanische Politikwissenschaftlerin Elinor Ostrom im Jahr 2009, die zu kooperativem Handeln im Zusammenhang mit der Bewirtschaftung von Gemeingütern oder *commons* forschte (vgl. Ostrom 2008). Die Orientierung an der Eigenproduktion von Lebensmitteln vor Ort stellt ebenfalls eine dieser Reaktionen dar.

Warum kommt es dennoch nicht zu einer radikalen Umgestaltung des Konsums? Die Soziologin Christa Müller versteht die ökologische Krise auch als Krise des gesellschaftlichen Naturverhältnisses und Krise des Verhältnisses der Menschen untereinander, die in einer Wirtschaft wurzelt, die hauptsächlich auf Wachstum ausgerichtet ist und nicht darauf, was Menschen zum Leben brauchen (vgl. Müller 2002). Sie beschäftigt sich damit, wann und wie kooperatives Handeln gefördert werden kann und schreibt: „Kooperatives Handeln wird immer dann gestärkt, wenn Prinzipien wie Mitverantwortung und Verbundenheit innerhalb überschaubarer Zusammenhänge im Mittelpunkt stehen.“ (ebd.) Ich habe mich dafür entschieden, mich in dieser Arbeit damit zu

beschäftigen, wie genau diese Prozesse in Bezug auf ein bestimmtes Projekt funktionieren und was dabei für die Beteiligten selbst von Bedeutung ist.

In der GartenCoop Freiburg¹ haben sich mittlerweile 260 überwiegend in der Stadt lebende Menschen in einer Kooperative zusammen geschlossen und erzeugen auf einem Stück Land 19 Kilometer südlich der Stadt gemeinsam Gemüse nach den Prinzipien der Regionalität und Saisonalität. Die spannenden Fragen, die sich im Zusammenhang damit stellen, sind unter anderem diese: Warum ist dieses Projekt gerade jetzt entstanden, warum ist es erfolgreich und welche Bedeutung hat es für die Beteiligten? Die GartenCoop ist ein solidarisches Landwirtschaftsprojekt, wofür auch der Begriff der CSA (community-supported agriculture) geprägt wurde. Die Mitglieder treffen gemeinsam alle die Kooperative betreffenden Entscheidungen und sind durch Arbeitseinsätze an der Gemüseproduktion beteiligt.

In dieser Forschungsarbeit beschäftige ich mich mit der Frage, mit welchem Bedeutungskontext die InitiatorInnen ihr Projekt verknüpfen, welche Motivationen sie für ihr Engagement haben und welche sozialen Strukturen sich daraufhin entwickelt haben. Die Initiative wird damit in einen soziologischen Kontext gestellt. Im Theorieteil geht es zunächst anhand ausgewählter soziologischer Gegenwartsdiagnosen um den Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen, vor dem sich die Entstehung der GartenCoop betrachten lässt. Im Anschluss daran gehe ich auf gesellschaftliche Dimensionen der Umweltdebatte, den Begriff der Nachhaltigkeit und die Herausbildung der Umweltsoziologie als Reaktion darauf ein. Darüber hinaus werden auch gesellschaftliche Gegenentwürfe vorgestellt, die darauf abzielen, zu zeigen, welche alternative Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung wir der Ansicht der AutorInnen nach einschlagen sollten. Ein weiterer wichtiger Ansatzpunkt der Arbeit ist die soziologischen Gemeinschaftsforschung und der soziologische Gemeinschaftsbegriff. Dieser dient als Hintergrund für die Beschäftigung mit der Frage, ob sich die GartenCoop als Gemeinschaft fassen lässt und wie der Prozess der Gemeinschaftsbildung ablief.

Im Anschluss an den Theorieteil geht es um neue Formen des Gärtnerns, Formen der solidarischen Ökonomie und die Funktionsweise der GartenCoop. Danach wird zunächst kurz das methodische Vorgehen im Forschungsprozess begründet und erklärt. Als empirisches Material verwende ich zwei teilnarrative Leitfadeninterviews, die ich mit Personen geführt habe, die besonders aktiv in der GartenCoop sind und am Umsetzungsprozess von der Idee bis hin zur heutigen Form des Projekts überwiegend beteiligt waren. Die Interviewten beschreiben sowohl den Prozess der Entwicklung des Projekts als auch ihre eigene Rolle darin und welche Bedeutung die GartenCoop für sie hat. Um einen Überblick zu geben, wird auch der Entstehungsprozess der GartenCoop überblicksartig dargestellt. Schließlich folgen die Darstellung der Analyseergebnisse sowie ein Fazit.

¹ Die GartenCoop Freiburg wird in dieser Arbeit als „GC“ abgekürzt.

2. Theorieteil

2.1 Soziologische Gegenwartsdiagnosen

Welche Anknüpfungspunkte bieten soziologische Theorien für die Diskussion um nachhaltige Entwicklung und solidarische Landwirtschaft? Mit dieser Frage beschäftigt sich der erste Teil dieser Arbeit. Es geht darum herauszufinden, inwieweit sich soziologische Gegenwartsdiagnosen, die das Verhältnis von Natur und Gesellschaft thematisieren, fruchtbar machen lassen, um Initiativen, die in kleinem Rahmen gesellschaftliche Veränderungen in Richtung Nachhaltigkeit umsetzen, in einen gesellschaftstheoretischen Kontext einzuordnen. Diese können insofern im Zusammenhang mit alternativen Gartenprojekten heran gezogen werden, als dass einerseits auch diese Projekte bestimmte gesellschaftliche Entwicklungen kritisieren und versuchen, einen alternativen Weg zu finden. Andererseits beschreiben GegenwartsdiagnostikerInnen häufig problematische Entwicklungen, die den Veränderungsversuchen voraus gehen und die dann beispielsweise in sozialen Bewegungen münden. Uwe Schimank versteht soziologische Gesellschaftsdiagnosen als analytische Beschäftigung mit der Gesellschaft als ganzer, obwohl natürlich nicht alle Gesellschaftsbereiche mit gleicher Aufmerksamkeit behandelt werden. Gegenwartsdiagnosen wollen einen Beitrag leisten zur Aufklärung der Gesellschaft über sich selbst, auch, um auf kritische gesellschaftliche Entwicklungen aufmerksam zu machen, z.B indem ein historischer Bruch diagnostiziert wird. Sich widersprechende Diagnosen kann man daher als sich gegenseitig ergänzend ansehen (Schimank 2007a: 18).

Ulrich Beck beschreibt in seiner *Risikogesellschaft* (1986) das schwierige Leben in der „zweiten Moderne“, die für ihn logisch aus der fortschreitenden Modernisierung resultiert und sich wesentlich von der ersten, industriegesellschaftlichen Moderne unterscheidet. Ging es in der ersten Moderne hauptsächlich um Reichtumsproduktion, so sind wir Zeugen eines Bruches innerhalb der Moderne. In der zweiten Moderne ist die „Logik der Risikoproduktion“ am Werk. Es handelt sich für ihn um einen Prozess der reflexiven Modernisierung, in dem die Moderne sich selbst zum Problem wird. Die Menschen werden gezwungen, sich mit der Entwicklung der eigenen Gesellschaft zu beschäftigen, da es in der zweiten Moderne nicht mehr um die Nutzbarmachung der Natur und die Herauslösung aus traditionellen Zwängen geht, sondern „wesentlich um Folgeprobleme der technisch-ökonomischen Entwicklung selbst“ (Beck 1986: 26). Laut Beck sind wir immer mehr Risiken ausgesetzt, von denen früher oder später alle gesellschaftlichen Schichten betroffen sein werden. Solche Risiken sind für Beck z.B. Gesundheitsrisiken, Armut, Hunger u.a. Gerade vor Umweltrisiken wie z.B. Reaktorunfällen kann man sich jedoch kaum schützen. Während in der Industriegesellschaft vor allem Gleichheit und Teilhabe gefordert wurde, steht dem für Beck heute die Forderung nach Sicherheit gegenüber. Viele der Risiken sind „unsichtbar“, denn sie lassen sich nur von ExpertInnen erkennen, wodurch eine starke Abhängigkeit von Wissenschaft

und kommunikativer Vermittlung der Risiken gegeben ist. So kommt es auch zu dem Effekt, dass sich informierte Gruppen risikobetroffener fühlen, auch wenn de facto vielleicht alle gleich betroffen sind. Es handelt sich also für Beck nicht nur um eine Risikogesellschaft, sondern ebenso um eine Wissenschafts-, -Medien- und Informationsgesellschaft. Ein zentraler Punkt ist ebenfalls die „institutionalisierte Nichtzuständigkeit“ (Volkman 2007: 29), da es für die neuen Risiken selten institutionalisierte Zuständigkeit eines bestimmten Organs gibt, etwa für den Klimawandel. Laut Beck werden die Chancen für eine Steuerung der Entwicklung durch die Politik völlig überschätzt, denn die Politik habe diese (längst) nicht (mehr) in der Hand. AkteurInnen handeln damit „teilsystemintern“ und sind von der Verantwortung außerhalb ihres Teilbereiches entbunden, auch, weil die Zusammenhänge nicht zu überblicken sind. Beck diagnostiziert: „Die institutionalisierten Antworten der Ersten Moderne – mehr und bessere Technik, mehr und besseres wirtschaftliches Wachstum, mehr und bessere Wissenschaft, mehr und bessere funktionale Differenzierung – überzeugen und greifen nicht mehr.“ (Beck 1986: 26)

Was aber könnten neue Antworten für die zweite Moderne sein? Beck fordert und erkennt eine „Erfindung des Politischen“ jenseits der bestehenden Institutionen, denn die zweite Moderne ist für ihn aufgrund der „fundamentale(n) Erschütterungen“ der reflexiven Modernisierung eine politische Moderne (vgl. Beck 1993: 14f.). In diesem Zusammenhang spielen Individualisierungsprozesse als die Auflösung vorgegebener sozialer Lebensformen eine wichtige Rolle. Diese Individualisierungsdynamik war bereits eine Entwicklung der ersten Moderne, die in der zweiten Moderne aber in radikalierter Form auftritt (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994: 11f.). Es kommt zum Phänomen der „projektiven Integration“, zu nicht-dauerhaften, projektartigen Zusammenschlüssen von Menschen, die aber dadurch auch weniger Kontinuität und Sicherheit bieten. Die Optionenvielfalt wird dabei zum Wahlzwang und zum „Zwang zur Autonomie“. Laut Beck zwingt die Bewältigung der Risiken „zur Zusammenarbeit über alle sorgfältig etablierten Grenzen hinweg“ (Beck 1986: 93). Er fordert eine Gesellschaft der mündigen Bürger, in der neue politische Akteure aktiv für ihre Belange eintreten und sich selbst zu ExpertInnen entwickeln, wodurch die Politik aus den Grenzen des politischen Systems heraus gehoben wird (vgl. Volkman 2007: 38f.). Beck ist der Überzeugung: „Wo Modernisierungsrisiken einmal „anerkannt“ sind ... , entwickeln sie eine beispiellose politische Dynamik“ (Beck 1986: 103).

Im Werk Bruno Latours nehmen die auch bei Beck erwähnten „sorgfältig etablierten Grenzen“, insbesondere die zwischen Natur, Technik und Gesellschaft, eine zentrale Rolle ein. Obwohl er eigentlich Wissens- und Techniksoziologe ist, trägt sein Werk auch, speziell seit *Wir sind nie modern gewesen*, gesellschaftstheoretische und gegenwartsdiagnostische Züge. Er fragt danach, wie die Wissenschafts- und Technikorientierung die moderne Gesellschaft beeinflusst: „Was bedeutet es, wenn immer mehr gesellschaftliche Bereiche von Wissenschaft und Technik durchsetzt werden, deren Produkte - Erkenntnisse beziehungsweise Artefakte - sich als 'objektiv' richtig bzw.

zweckmäßig ausgeben, obwohl es sich um soziale Konstruktionen handelt?“ (Schimank 2007b: 158f). Seine Diagnose lautet, dass wir die Tatsache, dass Natur und Gesellschaft unauflösbar miteinander vernetzt sind, verdrängen würden, sich die „Hybride“ daher unkontrolliert ausbreiten können. Diese Hybride (auch Monstren und Quasi-Objekte genannt) haben zwar schon immer zu menschlichen Gesellschaften gehört (z.B. als Werkzeuge), spezifisch modern sei allerdings ihre Allgegenwärtigkeit und beschleunigte Produktion, aber auch die Verkennung der Hybride als solche. Für Latour beruht das Selbstverständnis der modernen Gesellschaft auf der Selbsttäuschung über die Getrenntheit der Sphären von Natur einerseits und Gesellschaft andererseits. Die Natur werde dabei als das „da draußen“ (Schimank 2007b: 162) angesehen, welches geformt und beherrscht werden könne, während die Gesellschaft als soziale Tatsachen im Sinne Durkheims schwierig zu beeinflussen sei. Latour beschreibt die ständig stattfindende Reinigungs- und Vermittlungsarbeit als permanentes Überschreiten und Ignorieren der Grenzen zwischen Natur und Gesellschaft sowie Technik und Sozialem. Da diese Trennung aber zu keinem Zeitpunkt gegeben war und ist, zieht Latour die logische Schlussfolgerung: *Wir sind nie modern gewesen.*

Während diese Selbsttäuschung lange Zeit erfolgreich war, laufen die Hybride nun zunehmend aus dem Ruder. Dies liegt für Latour z.B. an der Übernutzung der Natur und der immer effizienteren industriellen Produktion von Gütern, sowie dem Wegfall traditioneller normativer Beschränkungen dessen, was technisch gemacht werden darf. Auch angesichts massiver Gegenevidenz wird die moderne Selbsttäuschung aufrecht erhalten. Der Ausweg liegt für Latour darin, dass wir in dem Sinne aufhören modern zu sein, dass die wir die zentrale Trennung von Natur und Gesellschaft überwinden und ein nichtmodernes Selbstverständnis entwickeln. Dafür schwebt ihm eine Kombination des Besten der Vormoderne und der Moderne vor. Die Vermehrung der Hybride soll weiter betrieben werden, aber es müsste uns eben bewusst werden, dass es sich um Hybride handelt, wodurch sich unser Handeln grundlegend ändern würde. Um dies umzusetzen, ist eine demokratische Einbindung und Kontrolle der Hybride, der Netze zwischen Natur, Technik und Gesellschaft notwendig, eine Form der erweiterten Demokratie. Wie ein solches „Parlament der Dinge“ (Latour 2008: 189) aussehen könnte, bleibt offen. Klar ist jedenfalls, dass es umfassender sein müsste und sich nicht auf die Einrichtung von Institutionen für Technikfolgenabschätzung und Enquete-Kommissionen beschränken kann. Wenn wir mit Latour anerkennen würden, dass es sich bei den Sphären von Natur und Gesellschaft um ein Kontinuum handelt, würde sich unser Verhältnis zur Natur und ihren Ressourcen vermutlich grundlegend wandeln.

Einen ganz anderen Schwerpunkt legen der französische Soziologe Luc Boltanski und die Wirtschaftswissenschaftlerin Éve Chiapello in ihrem Werk „Le Nouvel esprit du capitalisme“ (1999). Dabei handelt es sich um eine erweiterte empirische Studie, die versucht zu verstehen, welches Potenzial Kapitalismuskritik hat und wie sie wirkt. Die beiden Autoren diagnostizieren eine historisch einmalige Krise der Kapitalismuskritik und versuchen zu herauszufinden, warum 'der

Kapitalismus' weiterhin so erfolgreich ist, wie er also die Kritik zu seinem Nutzen umdeutet. Anhand ihrer Analysen beschreiben sie, dass es gerade die Kritik an den unterschiedlichen historischen Stufen des kapitalistisch organisierten Wirtschaftssystems ist, die dann das System stabilisiert und stärkt, indem einem Teil der Forderungen nachgegeben wird. Die Kritik wird in das System eingearbeitet und damit auch entkräftet oder zumindest soweit abgeschwächt, dass sie keine Gefahr mehr darstellt. Ihr Ziel ist es, nicht nur einen bestimmten Zeitraum und bestimmte Veränderungen zu beschreiben, sondern vielmehr auch einen „allgemeineren theoretischen Rahmen“ anzubieten, „anhand dessen sich die Art verstehen lässt, mit der sich Ideologien verändern, die mit Wirtschaftsaktivitäten assoziiert werden“ (Boltanski/Chiapello 2001: 476).

Sie stützen ihre These zum Neuen Geist des Kapitalismus auf die umfangreiche Analyse empirischen Materials, nämlich Managementliteratur aus dem Zeitraum zwischen 1965 und 1995, die sich vor allem auf die Organisation der Arbeit und „Leitbilder zentraler Akteure“ (Bogusz 2010: 98) als normativen Rahmen bezieht. Dabei nehmen sie nicht den wirtschaftlichen Wandel, sondern den kulturellen Wandel in den Blick, der wegbereitend wird für ein neues berufliches Selbstverständnis (vgl. ebd.: 96). Sie identifizieren drei historische Phasen des Kapitalismus, die sich durch „eine stufenweise Abschwächung der Polarisierung der Klassengegensätze“ ausdifferenzieren und „durch Etappen des Umschlagens von einer vertikal-hierarchischen zu einer vernetzten Gesellschaftsordnung gekennzeichnet sind“ (ebd.: 98). Insgesamt bündeln sie ihre auf das Berufsethos bezogene Studie zu „einer symmetrischen Analyse der wirtschaftlichen, politischen und ideologischen Grundlagen der Gegenwartsgesellschaft“ (ebd.: 97), was auch rechtfertigt, sie im Zusammenhang mit soziologischen Gegenwartsdiagnosen zu nennen.

Sie identifizieren eine neue „Cité“, die „Cité par projets“. Unter „Cité“ verstehen sie eine theoretische Konstruktion, die erlaubt, „die Art und Weise heraus zu filtern, wie die Akteure im Rahmen konfrontativer Auseinandersetzungen vorgehen, sobald sie mit der Forderung nach Rechtfertigung konfrontiert werden.“ (Boltanski/Chiapello 2001: 465) Die Cités verschieben sich in den verschiedenen historischen Phasen und verändern sich im Zusammenhang mit der jeweils dominanten Kapitalismuskritik. Die ausschlaggebenden Elemente der Rechtfertigungslogik der „projektbasierten Cité“ sind Beziehungen, Mobilität und Verfügbarkeit. In ihr bedeutet Aktivität, „Projekte zu generieren oder sich in Projekte zu integrieren“ (Boltanski/ Chiapello 2001: 466). Das projektorientierte Arbeiten setzt sich durch, welches sich „durch eine Verflachung der Hierarchien“ und die Ausprägung von „Netzwerkstrukturen“ auszeichnet. Es wird ein „aktivierendes Wir-Gefühl“ erzeugt, wodurch insgesamt „die weiterhin bestehenden sozialen, ökonomischen und kulturellen Ungleichheiten“ verwischen (Bogusz 2010: 104). Wichtige Elemente der „neuen Arbeitswelt“ sind Autonomie, Mobilität und Flexibilität, wobei die Grenzen zwischen persönlicher und beruflicher Aktivität verschwimmen. Die Verantwortung für ein erfolgreiches Berufsleben wird auf das einzelne Individuum verschoben. Frühere Freizeitbereiche bzw. Fähigkeiten werden in der

projektbasierten Cité instrumentalisiert, wodurch ein neuer „Aushandlungs- und Rechtfertigungsdruck“ entsteht (vgl. ebd.: 105f.).

„In einer vernetzten Welt besteht das Sozialleben (...) aus unzähligen Begegnungen und temporären, aber reaktivierbaren Kontakten mit den unterschiedlichsten Gruppen, wobei diese Verbindungen gegebenenfalls eine sehr beträchtliche soziale, berufliche, geographische und kulturelle Distanz überbrücken. Anlass für solche Verbindungen bietet das Projekt. Für eine befristete Zeit führt es die unterschiedlichsten Leute zusammen und präsentiert sich über eine relativ kurze Periode als Teilbereich des Netzwerkes in hohem Aktivitätsstatus.“ (Boltanski/Chiapello in „Der neue Geist des Kapitalismus“, zitiert nach Bogusz 2010: 105)

Das Bild des „Networkers“ wird ergänzt durch das Bild des 'Faiseurs', des 'Machers', der unbesetzte Knotenpunkte zwischen unterschiedlichen Netzen findet (vgl. ebd.: 109). Insgesamt wird der Kapitalismus hier als System verstanden, das an seiner Kritik wächst und über eine enorme Anpassungsfähigkeit verfügt, ja die Kritik geradezu braucht, um sich weiter zu entwickeln und fortbestehen zu können.

Auch wenn die genannten Arbeiten ganz unterschiedliche Aspekte betonen: stellt man sie in einen gemeinsamen Kontext, ergibt sich doch ein interessantes Bild, in dem verschiedene Facetten der gesellschaftlichen Gegenwart problematisiert werden. Während Beck die „neuen Risiken“ und die zwangsweise Beschäftigung der spätmodernen Gesellschaft mit sich selbst in den Mittelpunkt stellt, konstatiert Latour, die Trennung von Gesellschaft und Natur habe nie stattgefunden - wir seien also nie modern gewesen. Der Ausweg aus diesem Dilemma wäre dann die Anerkennung unserer Nichmodernität. Schließlich geht es bei Boltanski/Chiapello um die Art und Weise, wie der Kapitalismus dazu in der Lage ist, Kritik für sich zu nutzen. Was sich in jedem Fall als gemeinsamen Nenner bezeichnen lässt, ist die Tatsache, dass die AutorInnen in den letzten Jahrzehnten eine Radikalisierung der beschriebenen Tendenzen diagnostizieren, welche die Menschen zwingt, sich mit den gesellschaftlichen Veränderungen auseinander zu setzen. Dies tun in kollektiver Form auch die Mitglieder GC, indem sie auf einige spezifische dieser Entwicklungen reagieren, die sie entweder selbst benennen oder die sich implizit in ihren Diskursen wieder finden lassen.

2.2 Gesellschaftliche Dimensionen der Umweltdebatte: Der Begriff der Nachhaltigkeit im Kontext von sozialen, ökologischen und wirtschaftlichen Krisen

Die GC ist eine Kooperative, die sich vor dem Hintergrund der Debatte um nachhaltige Entwicklung gegründet hat. Auch innerhalb der GC lassen sich verschiedene Diskursstränge identifizieren: Es geht insbesondere um nachhaltige Landwirtschaft, Nahrungsmittelproduktion und Ernährung, aber auch die Debatten um den Klimawandel, Energieverbrauch und -versorgung sowie Artenschutz und weitere Themen spielen eine wichtige Rolle. Im nun folgenden Kapitel werden diese Debatten in sehr begrenzter Form kontextualisiert. Ich unternehme dabei aber explizit nicht den Versuch, umstrittene Begriffe und Diskussionen fest zu definieren und vollständig wiederzugeben. In diesem Zusammenhang wird auch die soziologische Beschäftigung mit diesen

Debatten aufgegriffen. Ich stelle einige wichtige Entwicklungsstränge der erst in den letzten Jahren entstandenen Umweltsoziologie vor, um die Initiative der GartenCoop mit der soziologischen Beschäftigung mit diesem Thema zu verknüpfen. Zudem geht es um eine Einordnung des vielfältig verwendeten Begriffs der Nachhaltigkeit.

Vielerorts ist zu lesen, wir befänden uns in einer Krise oder auch einer Reihe von Krisen, Krisen kämen auf uns zu oder überlappten sich und begründeten sich gegenseitig. Die Rede ist häufig von der Wirtschaftskrise der letzten Jahre, aber auch, meist in Zusammenhang mit dem Stichwort Klimawandel, von einer ökologischen Krise, aus der wir nicht mehr herauskämen, wenn wir unsere Lebensweise nicht radikal ändern würden, sowie von einer Nahrungsmittel- und Ressourcenkrise. Gerade im Zusammenhang mit sozialen Problemen und Individualisierungsprozessen wird zudem von einer sozialen Krise gesprochen. Claus Leggewie und Harald Welzer beginnen ihre Einleitung zu „Das Ende der Welt, wie wir sie kannten“ mit der Aussage: „Weltuntergang? Nein, nicht die Welt gerät aus den Fugen, wie man in letzter Zeit lesen konnte, wohl aber die Strukturen und Institutionen, die der Welt wie wir sie kannten Namen und halt gaben.“ (Leggewie/Welzer 2009: 9) Um was für Krisen handelt es sich, die die Welt, wie wir sie kannten, mit ihren Strukturen und Institutionen erschüttern?

Der Meinung der beiden oben genannten Autoren nach entwickelte sich ein solches Krisenbewusstsein vor allem, da mit dem zur Neige gehen der Rohstoffe der westlichen Moderne, vor allem dem Erdöl, auch die Errungenschaften der Moderne gefährdet sind, nämlich „Marktgemeinschaft, Zivilgesellschaft und Demokratie“ (ebd.: 10). Aber auch andere Ressourcen sind knapp: „Es ist davon auszugehen, dass die Epoche der billigen Nahrungsmittel in absehbarer Zeit für immer beendet sein wird“ (Müller 2011: 24). Der Weltagrarbericht 2010 im Auftrag der Vereinten Nationen „kommt zu dem Ergebnis, dass die industrielle Landwirtschaft, unter anderem wegen ihres immensen Ressourcenverbrauchs und ihrer Abhängigkeit vom Öl nicht in der Lage ist, die Menschheit zu ernähren“ (ebd.: 28); stattdessen wird die Wiederherstellung von kleinbäuerlichen Strukturen empfohlen. Es handelt sich deshalb auch um eine kulturelle Krise, weil unser „Selbstbild und unser Habitus ... noch an Verhältnisse gebunden (sind), die es so gar nicht mehr gibt“ (ebd.: 11).

Der wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung beispielsweise drängt auf „die weltweite Veränderung von Wirtschaft und Gesellschaft in Richtung Nachhaltigkeit“ und betont deren technische und finanzielle Machbarkeit. „Voraussetzung dafür ist ein neuer Gesellschaftsvertrag, der Zukunftsverantwortung mit demokratischer Teilhabe kombiniert.“ (WBGU 2011b) Mit dem „Paradigmenwechsel von der fossilen zur postfossilen Gesellschaft“ bezieht er sich vor allem auf den Klimawandel, betont werden aber insbesondere die Interdependenzen und die Notwendigkeit einer Transformation in verschiedenen Bereichen, etwa im Bereich der Energiesysteme, der Produktions- und Konsummuster und der Lebensstile, wofür Technologiesprünge, soziale

Innovationen und gesteigerte internationale Kooperation vonnöten seien. Bezogen auf das Thema Landwirtschaft wird die Verbindung von „Ernährungssicherung, Gesundheit und biologischer Vielfalt“ (ebd.) gefordert, aber auch klimaverträgliche Landwirtschaft (ebd.), um die natürlichen Lebensgrundlagen zu erhalten (WBGU 2011a). Diese Transformation erfordere „deutlich mehr Demokratie“, der neue Gesellschaftsvertrag müsse „Fairness, Gerechtigkeit und sozialen Ausgleich berücksichtigen (ebd.). Damit meint der WBGU gerade der Zusammenhang von ökologischen, ökonomischen und sozialen Aspekten. Interessant ist ebenfalls die Fokussierung auf „Pioniere des Wandels“, die durch das Testen konkreter Optionen für eine nachhaltige Gesellschaft bei der „Etablierung neuer Leitbilder“ helfen. Der WBGU würde die GartenCoop sicher als einen solchen „Pionier des Wandels“ ansehen.

„Mittlerweile steht *Nachhaltigkeit* oder *sustainability* für fast alles, was politisch irgendwie wünschbar sein könnte (Sieferle 2004: 40). Trotz oder gerade wegen der inflationären Nutzung dieses Begriffes in den letzten Jahrzehnten ist er in seiner Bedeutung sehr umstritten. Besonders häufig wird im Zusammenhang mit Nachhaltigkeit auf das Drei-Säulen-Modell der nachhaltigen Entwicklung, wie es von der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestags „Schutz des Menschen und der Umwelt“ 1998 beschrieben wurde, verwiesen. Es geht davon aus, dass Nachhaltigkeit nur erreicht werden kann, wenn umweltbezogene, wirtschaftliche und soziale Ziele gleichermaßen umgesetzt werden, da sie sich gegenseitig bedingen. Nur so könne die Leistungsfähigkeit einer Gesellschaft sicher gestellt werden (vgl. Enquete-Kommission 1998: 16ff). Dieses Modell wurde ab 1998 zu einem zentralen Referenzrahmen innerhalb der Debatte. Besonders im politischen Sinne wird damit von allen AkteurInnen Rücksichtnahme auf die jeweiligen Interessen eine Konsens- und Dialogorientierung gefordert. De facto wurden „Umweltbelange“ damit aufgewertet, da sie als gleichrangig gegenüber ökonomischen und sozialen Themen bestimmt wurden. Häufig wird 1987 als das Jahr der Erstverwendung des Begriffs der Nachhaltigkeit genannt, da in diesem Jahr die Brundland-Kommission der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung der Vereinten Nationen „sustainable development“ folgendermaßen definierte: „Sustainable development is development that meets the needs of the present without compromising the ability of future generations to meet their own needs“ (zitiert nach Tremmel 2004: 27). Spätestens seit der Konferenz der Vereinten Nationen in Rio 1992 ist der Begriff aus der Diskussion nicht mehr wegzudenken. Der Begriff wurde vorher überwiegend mit einem ökologischen Fokus verwendet, erfuhr aber im Laufe der Zeit eine Erweiterung des Verständnisses (vgl. Sieferle 2004: 40). Die Debatte um das Konzept der Nachhaltigkeit spielt ebenfalls in den Interviews eine wichtige Rolle.

Auch die Umweltsoziologie beschäftigt sich mit diesem Konzept. Historisch gesehen ist die Umweltsoziologie relativ neu, da sie sich erst in den 1970er Jahren in den USA herauszubilden begann. In der durch den Modernisierungsgedanken geprägten Nachkriegssoziologie war es nicht

besonders verbreitet, sich mit den materiellen Grundlagen des Sozialen zu beschäftigen, ganz nach Émile Durkheims Grundsatz, Soziales durch Soziales zu erklären. Aus heutiger Perspektive lassen sich auch Ulrich Becks *Risikogesellschaft* und Niklas Luhmanns *Ökologische Kommunikation* unter den Begriff Umweltsoziologie fassen, im deutschsprachigen Raum fand die soziologische Diskussion um das Verhältnis und die Interaktion von Natur und Gesellschaft allerdings erst in den 1990er Jahren im Rahmen von Debatten um ökologische Krisen ein größeres Publikum (vgl. Groß 2006: 94). Die von Bruno Latour angestoßene Akteur-Netzwerk-Theorie ist ein Ansatz, der die materielle und soziale Sphäre zu integrieren versucht und der Forderung nach einem neuen Paradigma nahe kommt.

Neben diesem Fokus auf die gesellschaftlichen Naturverhältnisse entwickelten sich auch Ansätze, die den Zusammenhang von Weltbildern und Naturvorstellungen sowie Lebensstilen, aber auch Umwelteinstellungen und Umweltkommunikation fokussierten (vgl. ebd.: 96f.). Die Erforschung von Umweltthemen mit klassisch soziologischen Mitteln wurde dagegen häufig als „Soziologie der Umwelt/Natur“ bezeichnet, seit den 1980er Jahren zunehmend unter dem Begriff Umweltsoziologie gefasst. Matthias Groß unterscheidet, sich an Brand/Reusswig und Brand/Kropp anlehnd, analytisch drei verschiedene Ansätze von umweltsoziologischem Naturverständnis. Dazu gehören (1) der Naturalismus, der Menschen und Gesellschaft als abhängige Teile der Natur betrachtet, (2) der Sozialkonstruktivismus oder Kulturalismus, der Natur als Ergebnis von sozialen Aushandlungsprozessen versteht und (3) die Versuche einer Integration beider Perspektiven, die Natur und Gesellschaft als zwei verschiedene, aber in vielfältigen Wechselwirkungen aufeinander bezogene Bereiche, versteht (vg. ebd.: 99). De facto lassen sich diese Einteilungen aber nur analytisch vornehmen, in verschiedenen umweltsoziologischen Programmen finden sich Mittelwege und Mischformen. Wichtig erscheint mir besonders die theoretische Verknüpfung ökologischer, wirtschaftlicher und sozialer Aspekte, wie sie ja auch in der Nachhaltigkeitsdebatte gefordert wird. Dies ist umso wichtiger in Bezug auf die GartenCoop, die explizit alle drei Aspekte miteinander verbindet und durch ihrer Zielsetzung auch bewusst vereinen will.

In „Green New Deal, Suffizienz oder Ökosozialismus“ vereinen Frank Adler und Ulrich Schachtschneider (2010) verschiedene Antworten von SoziologInnen und Nicht-SoziologInnen auf die Fragen: „Was sind die gesellschaftlichen Ursachen für die ökologische Krise“, „Was sollte sich in unseren westlichen kapitalistisch-modernen Gesellschaften verändern, um die (sozial-)ökologische Krise zu bearbeiten und zu bewältigen?“ und „Wie und durch welche Akteure sollte dieser Wandel eingeleitet und bewerkstelligt werden?“ (Adler/Schachtschneider 2010: 12). Auch wenn es sich bei den vorgestellten Antworten nicht nur um theoretische soziologische Positionen handelt, sondern um überwiegend normativ orientierte Vorstellungen darüber, in welche Richtung sich unsere Gesellschaft verändern sollte, bietet dieses Buch mit seiner Einteilung der verschiedenen darin vorgestellten Positionen in „Fundamentale Systemwechsel“, „Modernisierung im System“ und

„Phasenwechsel mit offenem Ausgang“ einen guten Orientierungsrahmen in diesem Feld, das in erweiterter Form auch einen Teil der Umweltsoziologie darstellt. In den folgenden Abschnitten werden daher drei ausgewählte Ansätze angerissen, die mir in diesem Zusammenhang besonders relevant erscheinen, einerseits, um einige Debatten innerhalb der GartenCoop einzuordnen und Verbindungen aufzuzeigen, andererseits, um sie als Abgrenzung bzw. Kontrastfolie zu den Diskussionen in der GartenCoop, wie sie in den Interviews dargestellt werden, zu verwenden.

Der Ansatz „Ökologische Modernisierung“ lässt sich in die Reihe der Positionen einordnen, die einen Ausweg aus der ökologischen Krise innerhalb des bestehenden gesellschaftlichen Systems für möglich und sinnvoll halten. Vorwiegend in Europa entwickelte sich der Ansatz der ökologischen Modernisierung, der unter anderem von Joseph Huber und Martin Jänicke vertreten wird. Sie fordern keine Abkehr vom Modernisierungsgedanken, sondern vielmehr eine weitergehende Modernisierung, also keine radikale Systemveränderung, sondern seine konsequente Weiterentwicklung, da sie ökonomisches Wachstum als grundsätzlich kompatibel mit nachhaltiger ökologischer Entwicklung und sogar als den besten Weg ansehen, um die ökologischen Probleme zu lösen, insbesondere mithilfe von Umweltinnovationen und gesteigerter Effizienz durch technische Verbesserungen. (vgl. ebd.: 124). Eine radikale Systemveränderung ist laut der Autoren nicht erforderlich, Wirtschaftswachstum bedeute nicht unbedingt mehr Umweltzerstörung (vgl. ebd.: 126). Der Schlüssel für einen verbesserten gesellschaftlichen Stoffwechsel mit der Natur sind für sie Innovationen. Dazu gehören für die Vertreter dieser Position einerseits technische Innovationen, die insbesondere in der Gewinnung und Verarbeitung von Rohstoffen eine große Wirkung erzielen, andererseits gesellschaftliche, ökonomische und politische Innovationen, beispielsweise partizipative politische Regulierungsmuster, Markteinführungshilfen für technische Innovationen und die Einführung von Umwelstandards. SchlüsselakteurInnen fänden sich daher besonders in Forschung, Entwicklung, Wirtschaft und Politik (vgl. Huber 2011: 283ff.).

Eine weitere von Adler/Schachtschneider vorgestellte Position ist die „Subsistenzperspektive“, welcher zumindest partiell einigen in den Interviews geäußerten Gedanken sehr nahe kommt. Er gehört zu den Ansätzen, die für einen Ausweg aus der ökologischen Krise einen fundamentalen Systemwechsel für nötig halten. Die VertreterInnen dieser Perspektive, ihnen voran Maria Mies und Veronika Bennhold-Thomsen, verorten sich selbst nicht im aus der ökologischen Krise hervorgegangen Nachhaltigkeitsdiskurs, sondern kommen aus der Frauenbewegung der 1970er Jahre. Die Brücke bilden Parallelen der Ausbeutung von (weiblicher) Subsistenzarbeit und der „räuberischen“ Aneignung von Naturressourcen (vgl. ebd.: 44). Der Diagnose einer durch „grenzenloses Streben nach Kapitalakkumulation, schrankenlose Bedürfnisse“ sowie lebens- und frauenfeindlichen Fortschritt geprägten Welt stellen sie ihre Vision einer Wirtschaft und Gesellschaft entgegen, die „das zum 'guten Leben' Notwendige (Nahrung, Kleidung, Wohnen etc.)“ in den Mittelpunkt rückt, die „die Natur als Eigenwert und Lebensgrundlage respektiert“ und die deshalb

„ökologisch und gerecht“ ist (Adler/Schachtschneider 2010: 43). Ihrer Meinung nach muss der Subsistenzbegriff daher von der Assoziation mit Rückständigkeit und Mühsal befreit werden. Das Benötigte soll überwiegend selbst lokal und regional erzeugt werden, die Koordination zwischen Produktion und Konsumption spielt eine Schlüsselrolle, ebenso Reziprozität, Basisdemokratie und Solidargemeinschaften. Es handelt sich nicht um ein fertig ausgearbeitetes Modell, vielmehr um eine Orientierung an Prinzipien, deren Gestaltung von den jeweiligen AkteurInnen umgesetzt wird. Ein zentrales Element ist ebenfalls die Orientierung an Landwirtschaft und Ernährung, an der Achtung und Wertschätzung landwirtschaftlichen Wissens, der Vergemeinschaftung und Kooperation. Dies ist verbunden mit einer radikalen Kritik des Modernisierungsgedankens, insbesondere der gesellschaftlichen Arbeitsteilungen und der Fokussierung auf Wissenschaft und Technik (vgl. ebd.). Das Ergebnis ist ein zentralisiertes Produktions- und Distributionssystem (vgl. ebd.: 49), in dem Individuen zu MassenkonsumentInnen werden und kulturelle Besonderheiten eingeebnet werden. Die Vorstellung, beides sei möglich, ein gutes Leben, z.B. mit sauberem Wasser und vitalen Wäldern, und ein ständig steigender Lebensstandard sei eine Illusion und auf einem begrenzten Planeten bei steigendem Bevölkerungswachstum ohnehin nicht für alle erreichbar, zudem auch gar nicht wünschenswert, da die Folge Einsamkeit und Entwurzelung sei, die durch Konsum kompensiert würde (vgl. ebd.: 52).

Ein zentrales Element der Subsistenz ist die Ernährungssouveränität, die nur verwirklicht werden kann, wenn die Mittel der Subsistenzproduktion selbst kontrolliert werden und eine direkte Koordination zwischen Produktion und Konsum erfolgt. Dies wiederum erfordert eine Organisation in kleinen dezentralen Einheiten, in denen eine basisdemokratische Mitbestimmung der Produktionsentscheidungen möglich ist (vgl. ebd.: 54). Der Subsistenzansatz wendet sich nicht radikal gegen Technik, Lohnarbeit und internationalen Handel, sondern gegen die inkorporierten kapitalistischen Strukturen. Das Versprechen der Nachhaltigkeit von anderen Ansätzen, z.B. der ökologischen Modernisierung, kann aus Sicht der SubsistenzvertreterInnen nicht gehalten werden, wenn das Herrschaftsverhältnis gegenüber der Natur unangetastet bleibt, denn die Natur müsse in ihrem Eigenwert und als Lebensgrundlage respektiert werden.

Auch Christa Müller (siehe auch Kapitel 3) vertritt die Subsistenzperspektive, indem sie die Gemeinschaftsgartenbewegung mit ihrer Tendenz zur Re-Urbanisierung und Re-Lokalisierung der Nahrungsmittelproduktion und ihrer neuen „Kultur des Selbermachens“ in diesem Feld verortet (vgl. Müller 2009: 84). Hier lassen sich mehrere Parallelen zwischen dem Subsistenzansatz und dem der (Re-)Produktivität mit seinem Fokus auf die sozial meist weibliche Reproduktionsarbeit finden. Der (Re-)Produktivitätsansatz fordert eine nachhaltige Neuerfindung der Ökonomie als Reaktion auf die ökologische Krise und die Krise des Reproduktiven, also den Leben herstellenden und Leben erhaltenden Tätigkeiten und Prozesse in Gesellschaft und Natur. Beide Krisen seien Seiten der selben Medaille und wurzelten in der „Trennungsstruktur industriekapitalistischer Markt-

ökonomie“, die „Sorglosigkeit gegenüber den eigenen Grundlagen“ erzeuge (Bisecker/Hofmeister, zitiert nach Adler/Schachtschneider 2010: 179). Dies geschehe, weil im ökonomischen Reproduktionsprozess nur das als produktiv und gesellschaftlich wertvoll anerkannt werde, was einen Marktwert habe, obwohl im ökonomischen Bewertungsprozess alle Produktivitäten vereinnahmt würden: „neben der von Arbeit, Kapital, Technik, ebenso die Produktivität von Naturprozessen und (sozial weiblichen) sorgenden, „reproduktiver“ Tätigkeiten“ (ebd.: 177). Den Kern industrieller Produktion mache das Kombinieren von Naturbestandteilen und -leistungen mit solchen der menschlichen Arbeit und Technik aus, es würden Natur-Kultur-Produkte (in Anlehnung an Latour) erzeugt. Deren Hybridität werde allerdings kaum wahrgenommen. Ähnliches geschehe mit der Arbeit: unter Arbeit wird in der kapitalistischen Marktökonomie fast ausschließlich die Waren produzierende, soziale männliche Erwerbsarbeit verstanden, dass aber die sozial meist weibliche Sorgearbeit diese erst ermögliche, bliebe überwiegend unsichtbar (vgl. ebd.: 180). Dadurch würden ökologische Leistungen der Natur oder sorgende, wiederherstellende Leistungen unentgeltlich ausgenutzt und in der Bewertung ausgegrenzt, es handle sich um einen „systemischen Rechenfehler“ (ebd.: 181).

Gemeinsam ist den beiden hier vorgestellten Ansätzen der (Re-)Produktivität und dem Subsistenzansatz, dass sie Initiativen „von unten“ ein enormes Potential zuerkennen, da sie neue Strukturen des Sozialen, des Wirtschaftens und der Versorgung ausprobieren. Es geht ihnen darum, dass AkteurInnen ihre eigene Handlungsmächtigkeit erfahren, indem sie sich reproduktiven Aufgaben widmen. Dadurch sollen wiederum die Wertschätzung aller Produktivitäten und ein anderes Naturverständnis gefördert werden. Der Ansatz der „ökologischen Modernisierung“ hingegen dient hier als Kontrastfolie.

2.4 Gemeinschaften: Der Gemeinschaftsbegriff und Prozesse der Vergemeinschaftung

In diesem Kapitel stelle ich kurz verschiedene soziologische Definitionen und Abgrenzungen des Begriffs „Gemeinschaft“ vor und beschäftige mich mit Prozessen der Vergemeinschaftung, um infolge dessen zur Frage zu gelangen, ob und unter welchen Annahmen die GartenCoop als Gemeinschaft bezeichnet werden kann.

Das Wörterbuch der Soziologie definiert den soziologischen Grundbegriff *Gemeinschaft* in Anlehnung an Ferdinand Tönnies' Grundlagenwerk „Gemeinschaft und Gesellschaft“ aus dem Jahr 1887 als „die einander bejahend gewollten Beziehungen ... von Menschen untereinander, die diese als real und organisch bezeichnen“ (Clausen 2002: 183). Bei Tönnies werden Verwandtschaft, Nachbarschaft und Freundschaft als ursprüngliche Gemeinschaftsformen genannt, der Idealvorstellung nach zeichnen sie sich durch „Nähe, Gefühlstiefe, Solidarität, Hilfsbereitschaft“ aus (Schäfers/Lehmann 2010: 81). Typischerweise sind Gemeinschaften bei Tönnies geprägt durch Nähe und Intimität, können aber auch durch gemeinsames Tun oder gemeinsamen Besitz entstehen

(ebd.: 82). Die etymologische Herkunft von Gemeinschaft bezieht sich auf etwas, das Mehreren abwechselnd zukommt, das wechselseitigen Nutzen bringt (vgl. Grundmann 2006: 18). Den Gegenpol der Gemeinschaft stellt für Tönnies die Gesellschaft dar, allerdings war für Tönnies die Welt der Begriffe der *reinen Soziologie* streng von der empirischen Welt getrennt, so dass davon ausgegangen werden kann, dass in der Wirklichkeit Gemeinschaftliches und Gesellschaftliches vermischt auftreten. Bereits Max Weber sprach lieber von „Vergemeinschaftung“ und „Vergesellschaftung“, aber auch für ihn war Gemeinschaft Produkt „subjektiv gefühlter Zugehörigkeit“, wohingegen Gesellschaft auf „rational motiviertem Interesse“ beruhe (vgl. Gertenbach et al. 2010: 48). Der Tönniessche Ansatz wurde zwar „gelegentlich bestritten, aber in seiner Exaktheit terminologisch nicht mehr ersetzt, so dass kein neueres Konzept ... mit ihm ernstlich konkurriert“ (Clausen 2002: 183). Tönnies erkannte einen Wechsel von gemeinschaftlichen zu gesellschaftlichen Sozialbeziehungen in der modernen Gesellschaft und war dem gegenüber sehr kritisch eingestellt, was sich daran zeigt, dass er den besonderen Wert von Gemeinschaften und ihre Verdrängung durch den Prozess der Modernisierung betont.

Heute ist das Feld in der Soziologie vergleichsweise wenig beachtet, der Soziologe und Gemeinschaftsforscher Matthias Grundmann spricht von einer „Unterrepräsentation“ des Themas (Grundmann 2006: 9), auch von einem „Theoriedefizit“ ist die Rede (Gertenbach et al. 2010: 11). Dennoch enthalten viele Theorien der Moderne Überlegungen zum Konzept der Gemeinschaft, ohne dass sie als explizite Gemeinschaftstheorien gelten können (ebd.: 13). In der soziologischen Entwicklung im deutschen Sprachraum hat sich eher der Begriff der Gruppe durchgesetzt, da der Gemeinschaftsbegriff durch den Nationalsozialismus negativ konnotiert war, wohingegen der „community“-Begriff in den USA durch die Kommunitarismus-Debatte seit den 1980er Jahren wiederbelebt wurde. Der Begriff selbst ist immer auch eng mit politischen Bedeutungen verbunden. Für Grundmann sind Gemeinschaften grundsätzlich nicht durch formelle Kriterien bestimmbar, sondern nur durch das konkrete Handeln in Hinblick auf ein gemeinsames Handlungsziel. Das Forschungsprogramm der soziologischen Gemeinschaftsforschung stellt sich für ihn daher wie folgt dar:

„Eine soziologisch fundierte Gemeinschaftsforschung richtet ihr Augenmerk daher auch nicht allein auf die soziale Einbettung individueller Akteure in soziale Bezugsgruppen, sondern auch auf die Gestaltung ihrer Sozialbeziehungen, auf die Möglichkeiten und Grenzen der Organisation ihres Zusammenlebens, mithin auf Formen der Gemeinschaftsbildung, der Formen der Vernetzung von Akteuren und der gemeinschaftlichen Alltagsorganisation.“ (ebd.: 9)

Soziale Gemeinschaften haben für Grundmann, besonders durch „ihren gesellschaftspolitischen Modellcharakter für eine demokratisch verfasste Gesellschaft“ auch einen hohen gesellschaftspolitischen Stellenwert (ebd.). Schließlich werden in sozialen Gemeinschaften häufig 'im Kleinen' alternative Modelle der Lebensführung ausprobiert. Dennoch geht es nicht darum, Gemeinschaften als „gesellschaftliche Gegenmodelle“ zu idealisieren, sondern genau hinzuschauen, um die Prozesse,

die dort ablaufen, zu verstehen (ebd.). In diesem Zusammenhang werden soziale Gemeinschaften als sich manifestierende soziale Einheiten konzipiert, (ebd.:14), daher lassen sich ganz unterschiedliche Formen von Gemeinschaftlichkeit einbeziehen. Bereits Tönnies zählte auch Vereine und Verbände zu den Formen von Gemeinschaft (vgl. ebd.: 14). Im Prozess der Gemeinschaftsbildung entsteht Gemeinschaftlichkeit zuerst in „der Übereinkunft sozialer Akteure über ihre gemeinsamen Werte, Ziele und Interessen“ (ebd.: 18), aus denen sich dann Handlungsbezüge herausbilden, die sich schließlich zu Regeln entwickeln. Damit lehnt sich Grundmann an Überlegungen Berger/Luckmanns an. Individuen vernetzen sich aufgrund ihrer Bedürfnisse nach individueller Lebensführung und positionieren die entstandenen Netzwerkstrukturen in der Öffentlichkeit: „Damit erhalten soziale Gemeinschaften den Charakter einer sozialen Bewegung.“ (ebd.: 19).

Erst in der Moderne wird das Fortbestehen von Gemeinschaften problematisiert, da der Gegenbegriff „Gesellschaft“ auch für die „Ausbreitung kapitalistischer Erwerbslogik (...) und die Zerstörung traditioneller Lebensformen“ im Prozess der Modernisierung (Gertenbach et al. 2010: 34) steht. Grundmann verortet die Anfänge sozialer Gemeinschaften in diesem Sinne im Mittelalter mit seinen religiösen Gemeinschaften, die Individuen auf der Suche nach dem Sinne des Lebens zusammen brachten. Der Rückzug aus der Welt des Profanen brachte Freiheit von Forderungen der Herrschenden. Zygmunt Bauman (2003) weist darauf hin, dass die Gesellschaft auch gegenwärtig, in der Spätmoderne, vielen Menschen als unsicher erscheint. Es bestehe ein Konflikt zwischen dem Wunsch nach Selbstverwirklichung und Unabhängigkeit einerseits und emotionaler Verbundenheit und Einbindung andererseits. Im Zusammenhang mit sogenannten *posttraditionalen Gemeinschaften* wird davon ausgegangen, dass es einen Formwandel der Gemeinschaftsbildung in der Spätmoderne gibt. „Erlebniswelten“ ermöglichten ein temporäres Gemeinschaftsgefühl, z.B. in Szenen und Subkulturen oder etwa bei Festivals (vgl. Gertenbach et al. 2010: 61f.). Hierbei handelt es sich allerdings nur um eine Forschungsrichtung, die sich insbesondere an Lebensstilen, Konsumpraktiken oder ästhetischen Ausdrucksweisen orientiert und sich häufig auch mit kurzfristiger Vergemeinschaftung beschäftigt, die z.B. durch neue Kommunikationsmöglichkeiten, insbesondere das Internet, ermöglicht wird.

Vor dem Hintergrund von Individualisierungs- und Mobilisierungstendenzen sowie der damit einhergehenden Lockerung traditioneller sozialer Zusammenhänge (siehe Kapitel 2.1) können soziale Gemeinschaften möglicherweise als ein Rückbezug auf „soziale Nahraumbeziehungen“ und als Ausdruck eines Wunsches nach „verlässlichen und Identität stiftenden Handlungsstrukturen, die sich z.B. in alternativen Lebensformen äußern“ (ebd.: 18) verstanden werden. Das Gemeinsame konstituiert sich dabei erst aus der Gruppe heraus, das Handeln richtet sich an den individuellen Bedürfnissen aus und bleibt durch eine meist kleine Gruppengröße relativ flexibel.

Oftmals wird beschrieben, dass die Gemeinschaftsbildung mit dem Erleben von einer Art Rausch

verbunden ist, mit kollektiven Ritualen oder besonderen Erlebnissen, was eine immense affektive Wirkung entfaltet. Émile Durkheim begründete mit seinem Text „Die elementaren Formen des religiösen Lebens“ eine Forschungsrichtung, die sich mit dem Vorhandensein religiöser Elemente in der modernen Gesellschaft beschäftigt. Er beschreibt eine Intensivierung des „gemeinschaftlichen Gefühlslebens“ durch Ereignisse, die affektiv hoch besetzt und notwendig zur Gemeinschaftsbildung sind (vgl. ebd.: 68). Diese Ereignisse produzierten nicht nur sozialen Zusammenhalt, sondern auch die Gemeinschaften selbst. Ebenfalls wird die Bedeutung von Wiederholungen und Ritualen betont, um die Gemeinschaft zusammen zu halten. Obwohl sich Durkheim explizit auf sakrale Praktiken bezieht, wo die beschriebenen Elemente besonders deutlich zu erkennen sind, lassen sich diese Erkenntnisse in teilweise auch in Bezug auf nicht-religiöse Gemeinschaften nutzen.

Ein weiteres Merkmal im Prozess der Vergemeinschaftung ist die Abgrenzung gegenüber einem Außen. Gemeint ist der Prozess der Grenzziehung, die den gemeinschaftlichen Innenraum vom äußeren trennt und relativ ist, also von innen heraus vorgenommen wird, indem das Außen vom Eigenen her definiert wird (vgl. ebd.: 75ff.). Dieses auch in der Systemtheorie wichtige Prinzip kann sogar als logische Voraussetzung für Gemeinschaftsbildungen angesehen werden und ist nicht nur ein Nebenprodukt dieser Prozesse (vgl. ebd.: 79), da erst durch eine Abgrenzung Selbstidentifikation ermöglicht wird. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Gemeinschaften „sich a) über kollektive Praxis nach innen als Gemeinschaft erleben und b) durch Abgrenzung nach außen als Gemeinschaft darstellen.“ (ebd.: 84) Dazu kommt ein Selbstentwurf oder ein Selbstverständnis, dass also die Gemeinschaft selbst wissen muss wer oder was und *dass* sie ist (vgl. ebd.). Das kann z.B. über gemeinsame Geschichten transportiert und kommuniziert werden, etwa im Sinne von „Traditions-, Erzähl-, Wert- und Solidargemeinschaften“ (ebd.: 98), die sich auch in modernen Gesellschaften finden. Die Einbindung in Gemeinschaften wird damit als wichtig für die Persönlichkeitsentwicklung verstanden. Darüber hinaus gibt es auch die in letzter Zeit in der empirischen Sozialkapitalforschung diskutierte These, dass das Funktionieren von Gesellschaften mit ihren anonymisierten, formalisierten und systemischen Prozessen (z.B. der Wirtschaft) auf der kollektiven Gemeinschaftsressource 'Vertrauen' und 'Erwartungssicherheit' aufbaut (vgl. ebd.: 101ff.). Sozialkapital wird in diesem Zusammenhang nicht als Individualressource im Bourdieuschen Sinne verstanden, sondern als Systemeigenschaft oder „Schmiermittel“ für gesellschaftliche Kooperation, die sich als „bridging social capital“ (Putnam, vgl. Gertenbach 2010: 109) in einer aktiven Zivilgesellschaft ausdrückt.

3. Der Hintergrund: Gärtnernde Stadtmenschen, der Bioboom und solidarische Ökonomie in der Landwirtschaft

Urban Gardening ist im Trend und mittlerweile überall auf der Welt verbreitet. Darüber hinaus gibt es auch *interkulturelle Gärten*, in denen MigrantInnen und Deutsche gemeinsam gärtnern, *Nachbarschafts- und Gemeinschaftsgärten* sowie *Allmendegärten*. Auch die Mundraub-Initiative, eine Plattform für die Obstillmende, die vergessene Obstbäume und -sträucher im öffentlichen Raum wieder in die Wahrnehmung rücken will, indem sie auf einer Karte markiert werden und somit abgeerntet werden können, gehört in dieses Feld. Jede/r kann auf der Internetseite der Initiative Fundstellen eintragen und trägt somit zur Verbreitung des Wissens über alte Bestände bei. Im internationalen Kontext ist vor allem vom *community gardening* die Rede.

Die Soziologin Christa Müller, die seit Jahren zu *Urban Gardening* forscht und publiziert, schreibt über das Potenzial der neuen Formen des urbanen Gärtnerns für eine nachhaltige Umgestaltung der westlichen Industriegesellschaften und erkennt darin den Versuch, „das Eigene in einer tendenziell vereinnahmenden und kolonisierenden Dominanz des Marktes neu zu entdecken“, im Kontext einer neuen „Kultur des Selbermachens“, wozu z.B. auch Webportale für selbst hergestellte Produkte und Open-Source-Bewegungen gehören (Müller 2009: 2). Urbane Gärten werden damit zugleich als Orte des Gemüseanbaus und des politischen Handelns konzeptualisiert, die zu einer Neuverhandlung des Verhältnisses von Stadt und Land beitragen und Ausdruck der Wertschätzung von Subsistenz sind, auch angesichts vielfältiger Krisen: „Immer mehr Menschen realisieren, dass sie 'Mächten' ausgeliefert sind, die sie nicht steuern können. Geld, und mit ihm der Zugang zu materiellen Wohlstandswerten, 'verdampft' praktisch vor unseren Augen“ (ebd.). Hiermit verbunden steigt der Wunsch, souveräner zu werden, „Lebensmittel selbst anzubauen und zu ernten, darüber Wachstumszyklen zu beobachten und sich als produktiven Teil der städtischen Natur wahrnehmen zu können“ (ebd.: 3), aber auch, dem Wachstumsparadigma alternative Kontrastmodelle entgegen zu setzen. Gleichzeitig geht es auch darum, mit anderen in Kontakt zu kommen. Der gemeinschaftliche Garten bietet dem modernen Individuum die Möglichkeit, Sinn zu erfahren, indem das Eingebettetsein in ein größeres Ganzes, in die Natur und die Gemeinschaft, erfahren wird, aber dennoch Individualität und Autonomie ermöglicht wird. Dabei geht es auch um Individualität, und damit um Abgrenzung, also um Distinktionspraktiken. So fasst Müller zusammen: „Identitätspolitik und Nachhaltigkeitsstrategien liegen nah beieinander“ (Müller 2011: 27).

Die bereits oben angesprochene langfristige Infragestellung der industriellen Nahrungsmittelproduktion durch das Versiegen des Erdöls, die deutlich werden lässt, dass die Abkopplung der Produktion vom Bodenzugang illusorisch ist, stellt eine weitere Dimension dar (vgl. ebd.: 4). Langfristig wird der unbeschränkte Konsum von industriell gefertigten Lebensmittel schlicht nicht

mehr möglich sein, weshalb von einer zunehmenden Anzahl von Menschen auch als essentiell erfahren wird, zu lernen, wie Nahrungsmittel selbst erzeugt werden können und dies in der Nähe des Wohnortes zu tun. Deutschland ist eines der Länder, welches weltweit am meisten Lebensmittel importiert und auch exportiert, obwohl der Selbstversorgungsgrad sehr hoch ist, das heißt, dass Deutschland sich eigentlich überwiegend selbst versorgen könnte. Im Jahr 2000 machten deutsche Einfuhren ernährungswirtschaftlicher Güter knapp zehn Prozent der weltweit gehandelten Agrargüter aus, während die in Deutschland verbrauchten landwirtschaftlichen Güter nur noch zu ca. einem Drittel dort angebaut wurden (vgl. Müller 2002: 1). Müller macht darauf aufmerksam, dass diese Entwicklung nicht natürlich entstanden ist, sondern gezielt gefördert wurde, da die Rationalisierung der Agrarproduktion erklärtes Ziel der deutschen Nachkriegsagrarpolitik war (vgl. ebd.: 2). Die Folge war einerseits eine starke Überschussproduktion und andererseits ein großes Bauernsterben: „Es überleben immer weniger, immer größere und immer stärker industrialisierte Betriebe“, ganz nach dem Motto „wachsen oder weichen“ (ebd.: 3).

Dabei ist Landwirtschaft nicht nur für die Nahrungsmittelproduktion essentiell, denn „die Pflege der menschlichen Lebensgrundlage (ist) eine im Kern gemeinnützige Tätigkeit (...), die nicht nur als ökonomische, sondern auch als soziale Leistung anerkannt gehört“ (ebd.: 5). In räumlicher Nähe sind die Folgen des Tuns direkt erfahrbar, weshalb Regionalisierungsprozesse von großer Bedeutung sind. Eine Agrarwende wäre daher auch eine kulturelle Wende (vgl. ebd.: 6). Damit sind Gemeinschaftsgärten „Transmitter, Medium und Plattform für so unterschiedliche Themen wie Local Food, Stadtökologie und neue Formen der Demokratie“ (Müller 2011: 11). Gärtnerisches Wissen, das sich sonst eher schwer vermarkten lässt, gewinnt damit auf einer anderen Ebene an Bedeutung. Obwohl jedes Projekt für sich vielleicht kleinräumig orientiert ist und kleine Gruppen betrifft, handelt es sich doch um eine heterogene und miteinander vernetzte Bewegung, deren Merkmal Partizipation und Gemeinschaftsorientierung ist. Die hohe Anzahl der neuen Gartenprojekte zeigt dabei, dass es sich nicht nur um ein Nischenphänomen handelt.

Nun ist die GC zwar eigentlich kein direktes *Urban Gardening*-Projekt, da das bewirtschaftete Land außerhalb von Freiburg liegt und nicht direkt in der Stadt gegärtnert wird, wie es sonst bei urbanen Gärten der Fall ist, die beispielsweise in Grünanlagen, auf Hausdächern, Parkplätzen, städtischen Plätzen oder unbebauten Grundstücken angelegt werden. Dennoch handelt es sich um eine Initiative von Städtern. Der GC war es insbesondere auch wichtig, dass ihre Hofstelle in erreichbarer Nähe zu Freiburg liegt, damit die Mitglieder das Gelände gut erreichen können und der Weg der Nahrungsmittel in die Stadt möglichst kurz ist, insofern lässt sich die GC auch teilweise in den Kontext des „Urban Gardenings“ Kontext einschließen. Interessant ist auch das dadurch stattfindende Aufbrechen der Stadt-Land-Struktur: Das Gemüse wird nicht mehr ausschließlich von LandwirtInnen auf dem Land erzeugt und in der Stadt konsumiert, sondern es sind StädterInnen, die auf dem Land ihre Gemüse selbst anbauen. Für Müller ist das eine Beitrag dazu, „dass derzeit

zentrale Dichotomien der Moderne, nämlich die zwischen Stadt und Land; zwischen Gesellschaft und Natur, ins Wanken geraten und erodieren“ (Müller 2011: 23). Hier lassen sich auch in Bezug auf die von Latour geforderte Überwindung der zentralen Dichotomien der Moderne interessante Rückschlüsse ziehen (siehe auch Kapitel 4 und 7).

Auch der Bioboom der letzten Jahre lässt sich in Verbindung hiermit nennen: Es scheint, als würde das Interesse an der Herkunft und Produktion von Lebensmitteln, insbesondere Gemüse, zunehmen, aber auch das Bedürfnis nach Kontakt mit der Natur und natürlichen Prozessen des Wachstums, nach Räumen für Eigeninitiativen und Selbstversorgung, womit der unbegrenzte Zugriff auf Ressourcen in Frage gestellt wird. Auch die *TransitionTown*-Initiativen lassen sich in diesem Rahmen nennen. Dabei handelt es sich um lokal organisierte städtische Subsistenzinitiativen, die sich zum Ziel gesetzt haben, die städtische Ressourcenautonomie zu steigern, wobei sie ganz verschiedene Ansatzpunkte haben. Ebenfalls bekannt geworden ist die *SlowFood*-Bewegung, die dem „Fast Food und Fast Life“ (Slow Food 2011: 2) entgegen treten wollen, um lokale Traditionen aufrecht zu erhalten und die Menschen dafür zu interessieren, wo ihr Essen herkommt und welchen Einfluss die Wahl unserer Lebensmittel auf die Welt hat. Während das Phänomen der urbanen Gärten im Trend hierzulande relativ neu ist (abgesehen von den Schrebergärten), stelle es für städtische Arme in den Metropolen der Welt schon immer eine Möglichkeit dar, günstig an Lebensmittel zu kommen. In den USA beispielsweise hat sich die *Community Garden*-Bewegung, die in den 1970er Jahren entstand, zur *American Community Garden Association* zusammen geschlossen. Besonders hervorzuheben ist die Heterogenität der Initiativen: jedes Projekt entwickelt seine Form selbst. Erfahrungswertergabe findet über Austausch in Netzwerken statt, was durch das Internet möglich geworden ist.

Es scheint, als wäre das Interesse an gesunder Ernährung und der Qualität von Lebensmitteln und das Bewusstsein für die Rolle, die Landwirtschaft und Nahrungsmittelproduktion im Zusammenhang mit der ökologischen Krise spielen, stark angewachsen. Dies ist auch den großen Supermarktketten und Discountern nicht entgangen, auch sie bieten immer mehr Biolebensmittel an. In den Anfängen des ökologischen Landbaus handelte es sich um eine Alternativbewegung, die dezentral und durch persönliche Kontakte zwischen LandwirtInnen und KundInnen geprägt war. Für die LandwirtInnen war es der Versuch, sich durch den Ausstieg aus der konventionellen Landwirtschaft ein ausreichendes Einkommen zu schaffen und sinnstiftend zu arbeiten, das heißt sich von der industriell geprägten und durch staatliche Agrarförderungen geschaffenen Massenproduktion abzukoppeln.

Durch den wachsenden Biomarkt und den Einstieg von GroßabnehmerInnen und GroßhändlerInnen in das Biogeschäft kommt es zu einem „doppelten Wertverlust“, einerseits der Preise für Biolebensmittel, andererseits der Werte, die mit „Öko“ verbunden waren (vgl. Felger/Hirte 2007: 59). In großen Betrieben müssen Futter- und Düngemittel dazu gekauft werden, die Viehhaltung

wird räumlich und betrieblich konzentriert, die Warenströme werden entregionalisiert. Dabei sagen diese Richtlinien beispielsweise nichts darüber aus, wie viel Energie im Produktionsprozess und für den Transport verbraucht wurde, etwa zur Beheizung der Gewächshäuser und Tunnel oder zum Transport der Lebensmittel quer durch Europa. Für die großen Supermärkte ist es wichtig, Bioprodukte anzubieten, denn diese werten das eigene Image entscheidend auf. Dadurch, dass sich die Strukturen im Biolandbau aber dezentral entwickelt haben, gibt es keine konzentrierte Interessensvertretung und Vermarktungsorganisation, die Bildung einer „Erzeugermacht“ wird dadurch sehr schwer. Diesen Prozess bezeichnet der Begriff „Konventionalisierung des Biolandbaus“ (vgl. Felger/Hirte 2007: 60).

Die handwerkliche Verarbeitung im Biolandbau ist aufwändiger und damit teurer als die industrielle Massenproduktion. Wenn Bioprodukte billiger werden, geschieht das um den Preis des Verlusts von Qualität, Vielfalt und Arbeitsplätzen. GroßeinkäuferInnen der Supermärkte gewinnen an Marktmacht und versuchen, die Preise zu drücken (vgl. ebd.). Die ZentraleinkäuferInnen stellen Anforderungen an die GroßlieferantInnen, die kleine, dezentral organisierte Biohöfe nicht erfüllen können, deshalb kommt die Ware oft aus dem Ausland oder von Höfen, die agroindustriellen Unternehmen gleichen, die mit den Leitbildern nichts zu tun haben. Somit entstehen nach und nach ähnliche Strukturen wie im Bereich der konventionellen Landwirtschaft. Als Überlebensstrategie setzen kleine Biobetriebe heute zunehmend auf gute Netzwerke mit ihren Kunden. Auch die Orientierung an der Herkunft von Lebensmitteln im Prozess der Aufwertung von Regionalität gewinnt an Bedeutung. Nicht nur im Biobereich gibt es immer mehr Herkunftskennzeichnungen, was auch darauf schließen lässt, dass das Interesse daran zunimmt. Auf der anderen Seite zeigt der Einzug von Bio- und Transfair-Produkten in die großen Supermärkte, dass ursprünglich kleine soziale Bewegungen oder Alternativbewegungen auch markt- und gesellschaftsverändernd wirken. Auch die Entwicklung verschiedener Formen der solidarischen Landwirtschaft lässt sich mit diesen Entwicklungen in Verbindung bringen. Der Begriff der solidarischen Ökonomie bezeichnet grundsätzlich alternative Formen des Wirtschaftens, die sich bewusst vom Ziel der Profitmaximierung abwenden (vgl. Simon 2007: 135). Solidarische Ökonomie gibt es überall auf der Welt. Dabei entstehen in Abgrenzung zur kapitalistischen Ökonomie immer wieder neue, unterschiedliche Projekte.

Zu den frühen Formen solidarischer Ökonomie lassen sich bereits das gemeinsame Urbarmachen von Land, die gemeinsame Ernte und das Bauen von Lagerräumen zählen. Im Zusammenhang mit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert kamen die ersten wirtschaftliche geführten Genossenschaften in Europa auf (vgl. ebd.: 139). Bei der Entstehung der ersten Projekte standen soziale Aspekte im Vordergrund, etwa die Versorgung der Bevölkerung und die gegenseitige Hilfe. Heute spielt bei der Gründung neuer Projekte häufig der Gedanke der Nachhaltigkeit mit seinen verschiedenen Dimensionen eine wichtige Rolle. Nicht alle Projekte der solidarischen Ökonomie

grenzen sich von der Marktwirtschaft ab, sie sind jedoch alle nicht ausschließlich profitorientiert, da sie sich an immatriellen, sozialen oder ökologischen Werten orientieren. Typische Prinzipien sind etwa „die Förderung und Unterstützung sozial Benachteiligter, der Ökologiedanke, Fairer Handel sowie lokale/regionale Orientierung“ (ebd.: 135). Es lässt sich beispielsweise unterscheiden zwischen innerbetrieblichen und regionalen Formen, z.B. Hofgemeinschaften und ErzeugerInnen-VerbraucherInnen-Gemeinschaften. In dieses Feld kann auch die GartenCoop gezählt werden. Überregionalen Formen sind z.B. Genossenschaften, globalen Formen z.B. Fair-Trade-Organisationen (vgl. ebd.: 136). Ein typisches Modell der solidarischen Ökonomie ist die gemeinnützige Trägerschaft durch einen Verein. Auch die GartenCoop entschied sich für dieses Modell. Dieses bietet den Vorteil, dass das Eigentum auf eine Gruppe übertragen wird. Dadurch soll unter anderem eine langfristige Perspektive für die Projekte geschaffen werden.

Die GC ordnet ihre Form der solidarischen Landwirtschaft in den Bereich der Community Supported Agriculture (CSA) ein. Dieser Begriff wurde in den 1980er Jahren in den USA geprägt. Der Grundgedanke ist der einer verbindlichen Zusammenarbeit von ErzeugerInnen ökologischer Lebensmittel und VerbraucherInnen, die gemeinsam Verantwortung für die Produktion übernehmen und sowohl das Risiko als auch den Ertrag teilen. Meist werden mit den Beiträgen der VerbraucherInnen die Betriebskosten des Hofes für ein Jahr verbindlich vorfinanziert (vgl. Kraiß/van Elsen 2008: 44). Durch die Befreiung von ökonomischen Zwängen wird ein nachhaltiges Wirtschaften ermöglicht. Ein wichtiger Bestandteil ist ebenfalls das Anstreben eines geschlossenen Wirtschaftskreislaufs (siehe hierzu in Bezug auf die GC auch Kapitel 3.2). Auch Nicht-LandwirtInnen wird es damit ermöglicht, Verantwortung für die nachhaltige Produktion gesunder Lebensmittel zu übernehmen, außerdem wird es durch die Abkopplung des Mitgliedsbeitrags von den Produkten möglich, auch Menschen mit geringerem Einkommen einzubeziehen.

Die ersten nach diesem Prinzip wirtschaftenden Höfe entstanden in den 1960er Jahren in verschiedenen Teilen der Welt unabhängig voneinander, erst später entstand der Begriff der CSA (vgl. ebd.). In Deutschland werden anstelle dieses Begriffs oft auch die Begriffe „Wirtschafts-, Selbstversorger- oder Versorgergemeinschaft“ benutzt (ebd.). Die Projekte sind auch oft miteinander vernetzt, sodass neue CSAs sich an den Erfahrungen anderer Höfe orientieren können. Katharina Kraiß untersuchte 2008 die Situation von CSA in Deutschland, dabei zählte sie neun verschiedene CSA-Projekte. Mittlerweile dürfte sich diese Anzahl jedoch vergrößert haben, unter anderem auch durch die GC. Sie stellte fest, dass die Zahl der Mitglieder den deutschen CSAs zwischen 7 und 300 schwankt und dass sich ihre Mitglieder kaum kategorisieren lassen, „außer, dass es sich um Menschen handelt, die sich bewusst mit Fragen der Ernährung und dem sozialen Gefüge der Gesellschaft beschäftigen“ (ebd.: 45) und dass es unter den Mitgliedern besonders viele Familien gibt, die Wert auf eine gesunde Ernährung ihrer Kinder legen. Sie beschreibt folgende weitere Aspekte als Motivationen zur Teilnahme an einem CSA-Projekt: „Regionalität,

Nachhaltigkeit, bewusste Erhaltung der Vielfalt, Bereicherung der Lebensqualität und kontrollierbare Sicherheit im Hinblick auf die Qualität der Lebensmittel und der Anbauverfahren im Hinblick auf Gesundheit von Mensch, Tier und Pflanze“ (ebd.). All diese Aspekte werden auch in den von mir geführten Interviews im Zusammenhang mit den GC-Mitgliedern bestätigt. Inwieweit sich die Mitglieder an der Arbeit auf dem Hof beteiligen, ist in den verschiedenen CSAs unterschiedlich, überall gibt es aber gemeinsame Feste und Aktionen und Versammlungen zur Besprechung der Finanzen und dem Geschehen auf dem Hof und der Weiterentwicklung des Projekts (vgl. ebd.: 46).

4. Über die GartenCoop Freiburg

„Wir, eine Initiative von GärtnerInnen, LandwirtInnen, KlimaaktivistInnen und Aktiven anderer sozialer Bewegungen verschiedenen Alters haben Anfang 2011 im Raum Freiburg eine Kooperative gegründet, die dieses Jahr (2012) knapp 260 Mitglieder mit Lebensmitteln versorgt. Im Rahmen einer gemeinschaftlichen und solidarischen Ökonomie werden landwirtschaftliche Produkte, derzeit insbesondere Gemüse, ökologisch und klimabewusst angebaut und in Freiburg verteilt. Die Kooperative ist Ausgangspunkt einer gemeinschaftlichen Strategie, um den Folgen des Klimawandels, dem absehbaren Ende der fossilen Brennstoffe und der wachsenden Macht der Agroindustrie über unsere Ernährung etwas entgegenzusetzen.“ (GartenCoop 2012)

Mit diesen Worten stellt sich die GC vor und begrüßt BesucherInnen ihrer Website. Diese Selbstpositionierung bedarf allerdings einer kontextuellen Einordnung. Im folgenden Abschnitt wird die Entstehung der GC überblicksartig nachgezeichnet und als Kooperative vorgestellt.² In diesem Kapitel geht es folglich nicht darum, die Richtigkeit der Informationen zu prüfen oder Zusammenhänge herzuleiten, sondern darum, nachzuvollziehen, vor welchem Hintergrund die Mitglieder der GC ihre Kooperative gegründet haben und wie sie sich selbst verstehen, um die Interviews besser einordnen zu können. Es wird zunächst die Idee der GC, der Entstehungsprozess und im Anschluss daran die Funktionsweise der Kooperative beschrieben.

Die Idee, in Freiburg eine Gartenkooperative zu gründen, entstand Mitte des Jahres 2009. Eine wichtige Rolle dabei spielte die Kritik an der konventionellen und industriellen Landwirtschaft. „Die globalisierte Nahrungsmittelproduktion ist von fossilen Brennstoffen abhängig, deren Verfügbarkeit rapide schwindet und zu Spannungen in der Welt führt“, so eine Aussage hierzu, die sich auf der GC-Website findet und bereits verschiedene Aspekte anspricht. Die Übernutzung der Natur zur Nahrungsmittelproduktion führe zu Abholzung, Bodenzerstörung, Artenvernichtung und zu steigenden Treibhausgasemissionen, gleichzeitig hätten viele Menschen auf der Welt nicht genug zu essen und können sich keine ausreichenden Nahrungsmittel leisten. Ein andere Aspekt ist die Macht der großen (Lebensmittel-)Konzerne. Der Lebensmittelanbau müsse sich gegen die Futtermittel- und Agrarrohstoffproduktion behaupten, außerdem würden Menschen im Sinne der Konzerninteressen von ihren Feldern vertrieben (siehe Kapitel 3). Um dieser Klima- und

²Die Informationen dafür entstammen den Interviews und der GC-Internetseite und sind in eigenen Worten wieder gegeben (siehe auch den Überblick der zeitlichen Entwicklung in der Tabelle im Anhang).

Ernährungskrise entgegen zu wirken, bleibe laut der GC nur der Ausstieg aus Warenproduktion und Privateigentum sowie die Umstellung auf ökologische Anbaumethoden und regionale Kreisläufe. Die GC will die Bedürfnisse der Menschen und der Natur in den Mittelpunkt rücken. Durch Projekte der solidarischen Ökonomie sollen allen Menschen genug gesunde Nahrungsmittel zur Verfügung stehen. Vor diesem Hintergrund wurde von einer zunächst kleinen Gruppe von Freunden die Idee entwickelt, ein eigenes Projekt solidarischer Landwirtschaft zu initiieren, um klimafreundliche und ökologische Landwirtschaft in einem gemeinschaftlichen Projekt umzusetzen. Das langfristige Ziel ist die Etablierung eines geschlossenen Hofkreislaufes. Das bedeutet für die GC auch, dass der Einsatz von fossilen Treibstoffen reduziert wird und erneuerbare Energiequellen für den Transport sowie für die Produktion und Lagerung von Lebensmitteln genutzt wird, außerdem, dass langfristig keine Jungpflanzen oder Düngemittel mehr von außerhalb dazu gekauft werden müssen. Infolge dessen werden beispielsweise die Tunnel, in denen einiges Gemüse wächst, nicht beheizt, um weniger Energie zu verbrauchen. Zudem wächst das Gemüse dann nur in seiner Saison und ist nicht das ganze Jahr über erhältlich. Die GC baut außerdem viele verschiedene Sorten an, um die Sortenvielfalt zu erhalten, ihren Mitgliedern diese Vielfalt näher zu bringen und den Monokulturen in der konventionellen Landwirtschaft etwas entgegen zu setzen. In diesem Jahr baut die GC z.B. 15 verschiedene Kartoffelsorten an.

Nachdem die Idee einer Freiburger Gartenkooperative geboren war, fuhr eine kleine Gruppe von Freunden im Juli 2009 nach Genf, um sich von den dortigen „Jardins de Cocagne“, einer seit über dreißig Jahren bestehenden Gartenkooperative und damit der ältesten dieser Art in Europa, inspirieren zu lassen und eine Idee zu bekommen, wie ein solches Projekt funktionieren kann. In den folgenden Monaten fanden wöchentliche Treffen von Interessierten statt, bei denen verschiedene Ziele und Ideen diskutiert wurden. Im Oktober gab es dann eine erste größere Informationsveranstaltung, zu der bereits so viele InteressentInnen erschienen, dass nur ein Teil von ihnen Platz im Versammlungsraum fand. Die aktiv Engagierten fanden sich in einer Kerngruppe zusammen, die weitere Schritte plante und koordinierte. Gleichzeitig wurde ein Emailverteiler für andere InteressentInnen und potenzielle Mitglieder eingerichtet, die so über Fortschritte im Planungsprozess auf dem Laufenden gehalten wurden.

Das Jahr 2010 war überwiegend vom Prozess der Landsuche und der konkreteren Planung und Organisation geprägt. Die Kerngruppe suchte nach einem geeigneten Land zur Pacht in erreichbarer Nähe zu Freiburg, was sich als äußerst schwierig heraus stellte. Für eine bessere rechtliche Verhandlungsbasis mit LandbesitzerInnen gründete die Gruppe von Interessierten im Juli 2010 den Verein GartenCoop e.V., der zum Zeitpunkt der Gründung ca. 30 Mitglieder hatte. Mehrere Objekte erwiesen sich als ungeeignet, bis sich im Dezember 2010 ein geeigneter Hof in Tunsel, einem Stadtteil von Bad Krozingen 19 Kilometer südlich von Freiburg, fand. Zum 1.1.2011 pachtete der GartenCoop e.V. dort acht Hektar Land. Auf zweieinhalb davon wird inzwischen Gemüse angebaut,

der Rest wird zur Erzeugung von Gründünger und als Platz für Geräte, Bauwägen etc. genutzt. Um genügend finanzielle Mittel für den Anbaustart zur Verfügung zu haben, brauchte die GC schnell eine größere Anzahl von Mitgliedern, weshalb in der Folgezeit intensiv Werbung für das Projekt betrieben wurde. Auch in der Badischen Zeitung erschienen Artikel über die Initiative (siehe Anhang). Dazu gehörten auch weitere Informationsveranstaltungen, Vorträge und Flyer. Bei der Auftaktveranstaltung im Februar 2010 zählte die GC dann ca. 150 Mitglieder. Die große Herausforderung war der Finanzplan und die Finanzierung des Projekts, denn besonders zu Beginn mussten viele Investitionen, beispielsweise in Saatgut und Geräte, getätigt werden und die GärtnerInnen mussten schon zu Beginn bezahlt werden, obwohl die erste Ernte erst einige Monate später zu erwarten war. Dafür war es nötig, dass die Mitglieder bereits ab Januar ihren monatlichen Beitrag für die Kooperative bezahlen. Es handelte sich natürlich um eine vorläufige Schätzung des benötigten Betrages für den Jahreshaushalt, aber dadurch dass die Kooperative bis April 2010 auf ca. 180 Mitglieder anwuchs, konnte die finanzielle Last des ersten Jahres auf genügend Mitglieder verteilt werden, wodurch die Unabhängigkeit von Bankkrediten gewährleistet werden konnte.

Die Finanzierung der GC funktioniert folgendermaßen: Die Finanz-AG erarbeitet gemeinsam mit dem Anbauteam, das aufgrund seines gärtnerischen und landwirtschaftlichen Wissens am besten einschätzen kann was benötigt wird, Anfang des Jahres einen Haushalt für das gesamte Jahr. Auf einer Mitgliederversammlung werden in sogenannten „Bieterrunden“ Gebote abgegeben, die den jeweiligen Betrag bezeichnen, den das jeweilige Mitglied monatlich bezahlen kann oder will. Dieser Vorgang wird mehrmals wiederholt, bis schließlich insgesamt so viel geboten wird, dass ein ausreichend hoher Jahresbetrag zusammen kommt. Falls das nicht gelingt, muss überlegt werden, ob einzelne Posten des Haushalts gekürzt werden können. Bisher gab es jeweils mehrere Bieterrunden, bis der erforderliche Gesamtbetrag zusammen kam. Die Abgabe der Gebote erfolgt, indem der jeweilige Betrag, den jemand bereit ist, zu bezahlen, geheim auf einen Zettel geschrieben wird. Die Zettel werden dann ausgewertet, sodass daraus der Gesamtbetrag errechnet werden kann. Ist der Prozess erfolgreich, handelt es sich mit dem letztgenannten Betrag auf dem Zettel dann um den individuellen Beitrag, den ein Mitglied in dem jeweiligen Jahr monatlich für die Mitgliedschaft in der GC bezahlt. Durch dieses Verfahren wird ermöglicht, dass der Mitgliedsbeitrag den jeweiligen finanziellen Möglichkeiten der einzelnen Mitglieder entspricht und auch Menschen, die weniger Geld zur Verfügung haben, nicht ausgeschlossen werden. Zudem bezahlt jedes neue Mitglied bei Eintritt in die GC einen festen Betrag von 400 Euro als Einlage in Form eines zinslosen Kredits, der allerdings auch in Raten bezahlt werden kann. Diesen Kredit erhält das Mitglied bei Austritt aus der GC zurück, sobald ein neues Mitglied die Einlage bezahlt.

Die GC startete im April 2010 mit der Ernte der ersten Radieschen in ihre erste erfolgreiche Saison. Heute versorgt die GC 260 Mitglieder mit selbst angebautem Gemüse. Alle Kosten werden durch die Beiträge der Mitglieder finanziert, damit trägt sich die GC selbst. Aller Besitz (Maschinen,

Geräte, in Zukunft auch Tiere) ist Eigentum der Kooperative. Das Land, auf dem der Gemüseanbau stattfindet, ist von einem Bauern gepachtet und wird als Gemeingut „zur verantwortlichen Nutzung“ verstanden, langfristig soll das Land auch gekauft werden. Somit muss die GC nicht marktwirtschaftlich funktionieren, das heißt sie muss keinen bestimmten Ertrag liefern, um zu überleben. Ein weiterer Vorteil ist auch, dass mangelhaftes Gemüse, das z.B. schief gewachsen ist oder andere Mängel hat, einfach mit verwertet werden kann, da das geerntete Gemüse keine Schönheitsnormen erfüllen muss, es wird also nichts weggeworfen. Solches Gemüse wird für den normalen Gemüsehandel meist schon im Vorhinein aussortiert und gelangt nicht in den Verkauf. Auch Ernteausfälle haben keine so katastrophalen Folgen, da der Mitgliedsbeitrag nicht an die Menge des Gemüseertrags gekoppelt ist. Der Ertrag, den das Land liefert, wird auf alle Mitglieder verteilt. Dies funktioniert nur durch die Mithilfe der Mitglieder, die jährlich, zusätzlich zu ihrem finanziellen Beitrag, mindestens zwei Tage bei Arbeitseinsätzen im Projekt arbeiten und einfachere Arbeiten erledigen. Um erfolgreich und zuverlässig Lebensmittel für mehrere hundert Personen produzieren zu können, beschäftigt die GC zur Zeit vier ausgebildete GärtnerInnen, die ihr Fachwissen einbringen, die Mitglieder bei ihren Arbeitseinsätzen anleiten und kompetent für eine kontinuierliche Bewirtschaftung sorgen. Es werden nur samenfeste Sorten angebaut, das heißt, dass aus ihrem Saatgut Pflanzen wachsen, die dieselben Eigenschaften haben wie deren Mutterpflanzen. Zudem wird der Boden systematisch aufgebaut und fruchtbarer gemacht, um ihn nicht zu übernutzen.

Wöchentlich wird das geerntete Gemüse mit einem Bus nach Freiburg zu einem zentralen Umschlagplatz gebracht, von wo aus es dann mit Fahrradanhängern auf die 16 verschiedenen Verteilpunkte in den Freiburger Stadtteilen aufgeteilt wird. Dabei wird Wert darauf gelegt, Verpackungen auf ein Minimum zu reduzieren, um Müll zu vermeiden. Diese Verteilpunkte haben sich mithilfe der Mitglieder gefunden, sie befinden sich zum Beispiel in gut zugänglichen Kellern und Schuppen, wo sich die Mitglieder ihren Gemüseanteil dann abholen. Dazu gibt es eine Liste, die aussagt, wie viel Gemüse jedem Mitglied zusteht, wenn die Ernte zu gleichen Teilen auf alle Mitglieder aufgeteilt wird, an der sich die Mitglieder orientieren können.

Die Koordination und gegenseitige Information der GC-Mitglieder läuft hauptsächlich über den internen Bereich der GC-Website, auf der auch die Protokolle aller Sitzungen für alle Mitglieder einsehbar sind. Innerhalb der GC gibt es verschiedene Arbeitsgruppen (AGs), die sich jeweils mit einem bestimmten Thema beschäftigen³.

Neben den GärtnerInnen bezahlt die GC einige weitere Personen für bestimmte organisatorische Aufgaben. Die sogenannte „KoKo“, das Kooperativenkooperationstreffen, findet vierzehntägig

³ Einige davon bestehen dauerhaft, andere temporär oder projektbezogen. Zu den „festen“ AGs gehören z. B. das Anbauteam, die Rechtsgruppe und die AG Finanzen und Organisation. Weiterhin gibt es AGs, die sich mit der Gemüseverteilung beschäftigen, eine Eltern-Kinder-AG, eine Einkoch-AG, eine Streuobst-AG, eine Bildungs-AG, eine AG Öffentlichkeitsarbeit und eine AG Landsuche. Bei einigen AGs handelt es sich auch um Ideen, also eine Planungsgruppe für zukünftige Aktionen. Die AGs treffen sich gesondert, ihre Koordination läuft ebenfalls überwiegend über den internen Bereich der GC-Website.

statt, um Informationen auszutauschen und organisatorische Aufgaben zu besprechen. Dabei handelt es sich um einen Kreis von Aktiven, in dem aber alle Mitglieder willkommen sind. Für alle größeren Entscheidungen wird eine Mitgliederversammlung einberufen, bei der alle Entscheidungen möglichst im Konsens getroffen werden sollen. Die verschiedenen AGs entsenden jeweils eine/n VertreterIn zur „Koko“, um aus den AGs zu berichten. Mittlerweile etablierte Strukturen in Form von Tagesordnungspunkten, die regelmäßig besprochen werden, sowie etablierte Kommunikationswege erleichtern den Ablauf der Sitzungen und zeigen, dass die GC einige Prozesse institutionalisiert hat.

Die GC sieht sich als Teil einer weltweiten Bewegung, die Wege alternativen (Land-)Wirtschaft ausprobiert und ihre Erfahrungen weitergibt. Dafür findet ein stetiger Austausch mit anderen Projekten statt, ein Teil der Projektarbeit beschäftigt sich mit Vernetzung und Informationsweitergabe. Im Moment will die GC auch nicht weiter in ihrer Mitgliederzahl wachsen, sondern eher zur Gründung weiterer Kooperativen anregen. Um alle Mitglieder über den Stand der Dinge in der Kooperative zu informieren sowie zur Mitarbeit anzuregen, wird wöchentlich ein Email-Newsletter an alle Mitglieder verschickt, in dem aktuelle Informationen, beispielsweise über geplante Aktionen oder Schwierigkeiten sowie die Hilfe, die gerade in Tunsel benötigt wird, kommuniziert werden. Ein fester Bestandteil dieses Newsletters ist auch ein Bericht des Anbauteams, in dem über aktuelle Pflanzungen und Ernten, Probleme und Erfolge berichtet wird.

5. Der Forschungsansatz: Grundsätze qualitativer Sozialforschung und das methodische Vorgehen

Die GartenCoop durchläuft zum Zeitpunkt der Forschung gerade ihre zweite Gemüsesaison und ist damit noch ein sehr junges Projekt, welches in dieser kurzen Zeit bereits einen enormen Zuspruch erhielt, was sich insbesondere in der hohen Anzahl der Mitglieder ausdrückt. Der Entstehungsprozess ist den Beteiligten daher noch sehr präsent. Die grundsätzliche Frage, die mich interessiert, ist die nach dem „Erfolgsrezept“ dieser Gartenkooperative.

An dieser Frage interessiert mich einerseits insbesondere der Gruppenbildungsprozess sowie die Funktions- und Organisationsweise: Wie kam es dazu, dass aus Wünschen und Zielen, von zunächst einzelnen Personen letztendlich, und genau zu diesem Zeitpunkt, eine funktionierende Kooperative wurde? Wie einigen sich die Mitglieder auf gemeinsame Ziele und koordinieren ihr Vorgehen, wie schaffen sie es, verschiedene Interessen „unter einen Hut“ zu bringen? Welche Probleme gibt es dabei? Wie werden Entscheidungen getroffen? Auf der anderen Seite gibt es aber auch die verschiedenen Einzelpersonen, die die teilweise sehr intensive Arbeit für die GartenCoop in ihr Leben integrieren. Daher stellt sich mir hier insbesondere die Frage welche Folgen das Engagement für andere Lebensbereiche hat. Woher entspringt der Wunsch, in der Kooperative mitzumachen und

sich zu engagieren? Welche Rolle spielt dies für andere Lebensbereiche? Letztendlich steht hinter diesen Fragen die klassische soziologische Frage nach dem Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft bzw. Gesellschaft. Anhand der GartenCoop lässt sich das Ausloten dieses Verhältnisses in besonderer Form beobachten.

Diese Forschungsfragen lassen sich meines Erachtens besonders gut mit qualitativ-interpretierenden Methoden bearbeiten, da es dabei darum geht, sich dem subjektiven Relevanzsystem der Befragten so weit wie möglich anzunähern und dabei mit einer größtmöglichen Offenheit vorzugehen. Die Methode der qualitativen Interviews öffnet den Blick für die persönliche Sichtweise der Interviewten und bietet ihnen die Möglichkeit, genau das, was für sie selbst relevant ist, darzustellen. Anders als beispielsweise in Gruppendiskussionen, in denen es um das gemeinsame Verhandeln von Sinn verschiedener Personen in der Interaktion geht, bieten qualitative Einzelinterviews die Möglichkeit, sich dem subjektiven Sinn zunächst jeweils *einer* Person zu nähern und dabei in die Tiefe zu gehen, wobei mehrere Interviews dann Vergleichsmöglichkeiten bieten. Das Erzählen wird dabei nicht als Auskunft über Geschehnisse verstanden, sondern als Herstellung, als Konstruktion von Erfahrungen und subjektivem Sinn. Das Interview bietet die Möglichkeit, sich durch einen rekonstruktiven Zugang den subjektiven Identitäts- und Wirklichkeitskonstruktionen der interviewten Person anzunähern. Es geht darum, wie die Befragten selbst ihr Wissen und ihre subjektiven Erfahrungszusammenhänge organisieren, was dann wiederum den Bezugsrahmen für die anschließende Analyse bildet.

Im April und Mai 2012 nahm ich Kontakt zur „KoKo“, der Kooperativenkoordinationsgruppe der GC, auf und erhielt daraufhin die Einladung, mich und mein Forschungsvorhaben dort vorzustellen. Dadurch, dass meine beiden InterviewpartnerInnen aus dem Kreis derjenigen kommen, die entweder besonders engagiert sind oder von Anfang an dabei waren, also den Gründungsprozess miterlebt haben, erhielt ich die Chance, auch über diese Phase viel zu erfahren. Zudem konnten die Interviewten auf viel Detailwissen zurück greifen, sie haben sich bereits intensiv mit der GC auseinandergesetzt. Außerdem wollte ich sowohl ein männliches als auch ein weibliches Mitglied interviewen. Mein erster männlicher Interviewpartner (A) meldete sich auf eine Anfrage hin, die ich im Anschluss an das Treffen per EMail über den internen Verteiler geschickt hatte. Er sagte, er habe Lust, interviewt zu werden. Meine zweite Interviewpartnerin (B) habe ich dann explizit angesprochen, da sie zwei wichtige Kriterien erfüllte. Dadurch, dass sie als Gärtnerin im festen Anbauteam arbeitet, konnte ich neben Detailwissen über die Funktionsweise und Organisation sowie die Entstehungsgeschichte der GartenCoop auch noch etwas über den Gemüseanbau und das Team der GärtnerInnen erfahren, zudem wollte ich gerne auch noch eine Frau interviewen.

Eine grundsätzliche Annahme in der qualitativen Sozialforschung ist, dass Wirklichkeit immer „sozial konstruiert“ ist (vgl. Kruse 2011: 10), also durch soziale Interaktionen entsteht

und sich verändert. Dies geschieht durch jegliche Interaktion, durch Sprache, aber auch durch nicht-sprachliche Interaktion. Es wird davon ausgegangen, dass die Äußerungen einer Person zwar variabel sind, aber deshalb keinesfalls zufällig oder beliebig, weil sie zu einem zugrunde liegendem Konzept oder einem Muster in Beziehung stehen, das wiederum nicht als dauerhafte Struktur verstanden werden darf, sondern einer stetigen Anpassung unterliegt. Dabei spielt der Kontext, in dem etwas geschieht, eine entscheidende Rolle, weshalb die Reflexion der eigenen Rolle des oder der Forschenden und z.B. der „künstlichen“ Bedingungen der Interviewsituation einen wichtigen Teil darstellt (vgl. Helffrich 2009: 22ff.) Dieses Verständnis wurde unter anderem durch die Ethnomethodologie und die Tradition des symbolischen Interaktionismus geprägt. Das „Verstehen“ der InterviewpartnerIn geschieht durch die Rekonstruktion von Sinn oder subjektiven Sichtweisen, wobei davon ausgegangen wird, dass eine Differenz existiert zwischen dem Sinn des oder der Forschenden und des oder der Erforschten (vgl. ebd.). Sozialwissenschaftliche Konstruktionen bauen dabei auf alltäglichen Konstruktionen auf, daher handelt es sich um Interpretationen bzw. Konstruktionen zweiten Grades, weshalb auch der Begriff „rekonstruktive Analyse“ geprägt wurde (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2009: 27).

Der Forschungsgegenstand ist die soziale Wirklichkeit, die immer schon interpretiert und damit interaktiv hergestellt ist, in doppeltem Sinne: einmal in früheren lebensgeschichtlichen Erfahrungen der Erzählperson, zum anderen in der konkreten Interaktion des Interviews (vgl. Kruse 2011: 10).

Da es nicht das Ziel ist, zuvor gebildete Hypothesen zu überprüfen, sondern im Gegenteil, sich dem fremden Relevanzsystem nach und nach anzunähern und nachzuvollziehen, wie der- oder diejenige in ihren sprachlichen Äußerungen subjektiven Sinn herstellt, werden nicht-standardisierte Daten erhoben. In einem Interview findet sich nun versprachlichte, kommunikative Wirklichkeit, der sich durch die Analyse eines Interviews angenähert werden kann. Anhand der Analysemethode, den methodischen Verfahrensregeln, wird versucht, sich von den sprachlichen Äußerungen des Gegenübers leiten zu lassen und zu vermeiden, die eigenen Vorstellungen und Annahmen in den Text hinein zu legen. „Methodisch kontrolliertes Fremdverstehen heißt, Bedingungen dafür zu schaffen, dass die Erforschten ihre Relevanzsysteme formal und inhaltlich eigenständig entfalten können. Die einzelnen Äußerungen werden erst in diesem Kontext, innerhalb der Selbstreferenzialität der gewählten Einheit, interpretierbar.“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2009: 31)

Ein wichtiges Stichwort in diesem Zusammenhang ist die Indexikalität. In der Alltagskommunikation wird Fremdverstehen durch gemeinsames Kontextwissen ermöglicht. Die sprachlichen Äußerungen sind an sich nur als „Hinweise auf Bedeutungsgehalte“ zu verstehen, **„unausweichliche Vagheit“** ist somit ein konstitutives Moment der Kommunikation (ebd.: 29, Herv. i. O.). Deshalb ist es besonders wichtig, den Interviewten die Möglichkeit zu geben, in ihrem eigenen Relevanzsystem bleiben zu können und sie ihre eigene Sprache sprechen zu lassen, denn „nur so erhalten wir Material, das uns die Möglichkeit gibt, die Indexikalität der Äußerungen Schritt

für Schritt in ihrem **Kontext** hervor zu arbeiten“ (ebd.: 31, Herv. i. O.). Denn nicht alles, was wir wissen und tun, ist abfragbares oder bewusstes Wissen und Handeln. Es geht darum, auch an Wissen zu gelangen, das uns nicht bewusst ist (vgl. ebd.: 32). Es handelt sich unter anderem deshalb um ein wissenschaftlich legitimes Vorgehen, da die Interpretation intersubjektiv prüfbar gemacht wird, indem sie zusammen mit den Textstellen dargestellt wird. Damit steht die jeweilige Textstelle als Beleg für die Interpretation zur Verfügung.

Ich habe mich dafür entschieden, teilnarrative Interviews zu führen, da diese Mischform eine gute Balance bietet zwischen rein narrativen Interviews, in denen keine Leitfragen zum Einsatz kommen und sehr stark strukturierenden Interviewformen auf der anderen Seite. Auf diese Art und Weise wird der Tatsache Rechnung getragen, dass jedes Interview immer „Kommunikation und Prozess“ ist, schließlich äußern sich beide Kommunikationspartner abwechselnd (vgl. Helfferich 2009: 12f.). Die Leitfragen strukturieren zwar das Interview, bleiben aber dabei maximal offen und erlauben es dem oder der InterviewpartnerIn zu einem Großteil über die Gestaltung des Interviews zu entscheiden. Bei der Leitfadenentwicklung habe ich die von Cornelia Helfferich entwickelte „SPSS-Methode“ angewandt (vgl. Kruse 2011: 79f.). Dabei handelt es sich um eine Methode, möglichst offene und vielseitige Leitfragen zu entwickeln. Die dabei entwickelten Interviewfragen wurden zu einem Leitfaden zusammengefasst, der dann die Interviews strukturierte (siehe Anhang).

Der von mir entwickelte Leitfaden (siehe Anhang) lässt sich grob in vier Blöcke einteilen. Der erste betrifft vor allem das eigene Leben der Interviewpersonen, allgemeine Einstellungen und Positionen, der zweite die GartenCoop, ihre Gründungs- und Gemeinschaftsbildungsprozesse und die Mitglieder, der dritte die persönliche Beurteilung bzw. Einordnung der Kooperative, sowie den Zusammenhang zwischen der GartenCoop und dem eigenen Leben und der vierte die Funktionsweise und Organisation der Gruppe, etwa im Hinblick auf Entscheidungsprozesse. Meine beiden InterviewpartnerInnen antworteten sehr ausführlich auf die Leitfragen, das erste Interview dauerte eine Stunde und fünfzig Minuten, das zweite eine Stunde und zehn Minuten, woraus der Eindruck entstand, dass die Themen einen hohen Stellenwert im Leben der Interviewten einnehmen und sie auch gerne darüber nachdenken und sprechen. Eine detailliertere Beschreibung der Interviewsituationen findet sich im Postskript im Anhang.

Bei der Analyse habe ich mich auf eine von Jan Kruse vorgeschlagene Methode gestützt, die einerseits Elemente der Inhaltsanalyse (nach Mayring) und andererseits der rekonstruktiven Interpretation (in Anlehnung an die Logik der dokumentarischen Methode nach Bohnsack) integriert und das Analyseverfahren etwas 'strafft'. Das Vorgehen in diesem Verfahren ist wie folgt: Man nähert sich in diesem Prozess zunächst den zentralen Aussagen durch inhaltliche und thematische Zusammenfassungen an, die dann durch eine mikrosprachliche Feinanalyse einzelner Passagen überprüft, reflektiert und untermauert werden. Dabei werden Typen gebildet, die dann miteinander verglichen und in Beziehung gesetzt werden, folglich müssen mindestens zwei

Interviews analysiert und verglichen werden. In der Ergebnisdarstellung (Kapitel 5) habe ich zugunsten des Interviewvergleichs und der Darstellung der Inhaltsanalyse überwiegend auf die Darstellung der Ergebnisse mikrosprachlicher Feinanalyse verzichtet, um so besonders auf inhaltliche Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Wahrnehmung der GC durch die beiden Interviewten eingehen zu können. Grundsätzlich wird in der Forschungstradition der dokumentarischen Methode nicht etwa unterschieden zwischen subjektivem und objektivem Wissen, sondern nach implizitem, handlungspraktischem sowie begrifflich expliziertem, kommunikativem Wissen: „Die Beobachteten beobachten ihre Beobachtungen meist nicht selbst, jedenfalls nicht systematisch.“ (Pzyborski/Wohlrab-Sahr 2009: 275f.) Die dokumentarische Methode will dieses Wissen explizieren und dadurch nutzbar machen, indem die Bedeutungsgehalte, die die Interviewten aufgrund ihrer milieuspezifischen Verständigung innerhalb ihrer Lebensräume verstehen, begrifflich und theoretisch expliziert werden. Das „Wie“ der Kommunikation wird expliziert. Das zentrale Prinzip dabei ist die Suche nach Homologien, also nach dem Orientierungsrahmen, auf den sich thematisch Unterschiedliches zurück führen lässt, um den Dokumentsinn zu erschließen (vg. ebd.: 284).

6. Analyseergebnisse

6.1 Vergleich und zusammenfassende Vorstellung der Fälle

Um einen Überblick über die Inhalte der Interviews zu geben und die beiden Interviewten etwas einzuordnen, folgt nun eine inhaltliche Zusammenfassung beider Interviews.

Mein erster männlicher Interviewpartner, im folgenden A genannt, war zum Zeitpunkt des Interviews 26 Jahre alt. A hat die Entwicklung der GartenCoop von Anfang an mitverfolgt und durch sein Engagement mit geprägt, er ist damit „Mitinitiator“ der GC. In der GartenCoop kümmert er sich heute vor allem um Finanzen sowie um die Vernetzung und Erfahrungsweitergabe der GartenCoop, zum Beispiel durch Vortragsreisen. Während der Gründung der GC befand er sich gerade in der Abschlussphase seines Magisterstudiums in Freiburg, das er Ende 2010 abschloss. Neben seinem Engagement für die GartenCoop arbeitet A für ein freies Radio in Freiburg.

Obwohl das Interview sehr ausführlich ist, habe ich kaum Nachfragen gestellt, da A auf meine Leitfragen hin bereits detailliert und ausführlich antwortete. Auf die dritte Leitfrage „Wie kam es denn zur Gründung der GartenCoop?“ antwortete A, unterbrochen nur durch zwei kleine Zwischenfragen über fast fünfundvierzig Minuten hinweg, weshalb sie sich als 'die zentrale Leitfrage' des Interviews betrachten lässt. Im Vergleich dazu antwortet A auf die anderen Fragen kürzer, besonders auf die des dritten und vierten Blocks, aber immer noch sehr ausführlich und ohne dass Aufrechterhaltungsfragen oder viele Nachfragen nötig waren. Zuvor ging es bereits um seine eigene Lebenssituation, die sich vor allem durch das Wohnen in einem Dorf in der Nähe von

Freiburg und seine Aktivitäten und Vernetzungsprozesse in der Stadt und auf dem GartenCoop-Gelände in Tunsel auszeichnet. Bereits in der Antwort auf die zweite Frage, die sich auf das Leben in der Stadt und auf dem Land bezieht, geht es um die sozialen Prozesse des Zusammenschluss von ähnlich denkenden Menschen für die Suche nach einer Alternative insbesondere mit dem Ziel der Ernährungsautonomie. Der Gründungsprozess der GartenCoop wird dann sehr ausführlich dargestellt, dabei geht es vor allem um die interne Heterogenität und die Vielfalt der Diskurse in der Gruppe sowie den Prozess, in dem sich die heutigen Strukturen herausgebildet haben. Es handelt sich sowohl um soziale als auch ökologische, gärtnerische, wirtschaftliche und finanzielle Aspekte, die miteinander in Beziehung gesetzt werden. Ebenfalls werden Probleme und Fortschritte bei der Mitgliedersuche, den einzelnen Mitgliederversammlungen und bei der Suche nach einem geeigneten Hofgelände bzw. Land für den Gemüseanbau und nach GärtnerInnen geschildert. Nachdem der Anbau gestartet hatte und es die ersten Ernten gab, ging es darum, nach und nach zu merken, was das Projekt alles braucht, um die Organisation von ausreichend Arbeitskräften und der Gemüseverteilung, sowie die Finanzierung des Projekts zu ermöglichen. Daran anschließend wird eine wichtige Diskussion nachgezeichnet, nämlich die um das Verhältnis von bezahlter und unbezahlter Arbeit. Letztendlich einigte man sich darauf, Personen, die unter hohem zeitlichen Aufwand wichtige Organisationsaufgaben übernehmen, einen Ausgleich zu zahlen, damit sie diese Zeit zur Verfügung haben und sie nicht mit anderweitiger Erwerbsarbeit verbringen müssen. Dieser Aspekt taucht im zweiten Interview nicht auf, weshalb daraus geschlossen werden kann, dass dieser Aspekt besonders für A eine wichtige Rolle spielt, zumal insbesondere er selbst davon betroffen ist. Damit zusammen hängen auch Diskussionen um Hierarchien und Informationszugang, also auch „Machstrukturen“. Im Anschluss daran geht es um Konflikte und Schwierigkeiten, insbesondere Probleme der Kommunikation, der Einbindung der Mitglieder und des basisdemokratischen Prozesses, beispielsweise im Zusammenhang mit der Frage, ob die GartenCoop zukünftig Tiere halten will.

A bezeichnet besonders die Vermittlung einer positiven, handlungsorientierten Vision als Alternative zu einem 'Weltuntergangs'- oder Krisenszenario als etwas, was die GartenCoop ausmacht und positiv wahrgenommen wird. Auch die Vernetzung, die Positionierung als Teil einer Bewegung und das Profitieren von Erfahrungen anderer Projekte wird von A besonders hervorgehoben, außerdem die Erfahrungsweitergabe an Andere.

Darauf folgend geht es um konkrete Aspekte der Organisation, etwa die des Verteilsystems, der Infrastruktur auf der Hofstelle, die der Information der Mitglieder und der Koordination der Arbeitseinsätze sowie zukünftige Projekte und Ziele der GartenCoop, unter anderem eigene Energieversorgung, Tierhaltung und den Kauf des Landes und die langfristige Stabilisierung des Projekts. Auch seine persönliche Zukunft und Entwicklung sowie die Rolle einzelner Personen im Projekt wird in diesem Zusammenhang thematisiert. Im Teil über die Funktionsweise der Gruppe

beschreibt A den Ablauf der regelmäßigen Treffen und den GC-„Alltag“, aber auch wie kleinere Entscheidungen bei den „KoKos“ und größere Entscheidungen bei den Mitgliederversammlungen getroffen werden. Gegen Ende des Interviews, im Zusammenhang mit der Frage zum Begriff der „Nachhaltigkeit“, wird insbesondere die Vereinnahmung des Begriffs und eines „grünen“ Images durch die kapitalistisch arbeitende Wirtschaft und die Stadt Freiburg kritisiert. Zum Schluss betont A die Bedeutung des kontinuierlichen und großen Engagements vieler Leute, das erst das Funktionieren des Projekts möglich macht.

Die zweite Interviewte (B) ist dreiundzwanzig Jahre alt und gehört im Unterschied zu A zum GärtnerInnen- oder Anbauteam der GC. Sie arbeitet seit einigen Monaten als Gärtnerin für die GC. Alle im Anbauteam haben nur eine 80%-Stelle, was ihnen mehr Freizeit bieten soll. De facto arbeitet B aber auch öfter an ihrem freien Tag oder am Wochenende, was ihr aber wenig ausmacht, da sie vom Projekt begeistert ist und gerne viel Zeit auf der Hofstelle in Tunsel verbringt, um das Projekt zu unterstützen, aber auch, weil ihre Arbeit mit den Pflanzen ihr viel Freude bereitet. B wohnt in einer großen WG in Freiburg, in der auch noch andere Gärtner wohnen, sodass sie auch außerhalb der GC ständig von gärtnerischen Themen umgeben ist und es eher schwierig ist, sich abzugrenzen. Sie hat ihre Ausbildung in einem anderen Betrieb vor kurzem abgeschlossen und ist danach bei der GC eingestiegen. Der Kontakt zur GC entstand durch ihren Freund, der ebenfalls Gärtner ist und sich bereits früh für die GC interessiert hat. Während des Entstehungsprozesses der GC hatte B durch ihre Ausbildung in einem anderen Betrieb zeitweise wenig Zeit und Energie übrig, dennoch hat sie den Prozess mal mehr, mal weniger intensiv, in der Steuerungsgruppe unterstützt und mitverfolgt.

Die Leitfragen beantwortete sie ebenfalls sehr ausführlich, wenn auch nicht ganz so lang wie A, dadurch gibt es insgesamt auch weniger sehr lange Antworten. Die Fragen, in denen es um das Verhältnis der GC zu ihrem eigenen Leben, um ihre eigene Rolle und um Zukunftspläne geht, beantwortete sie am ausführlichsten, etwa die Nachfrage „Wie bist Du darauf gekommen, Gärtnerin zu werden?“, woraufhin sie den Prozess der Annäherung an das Gärtnern beschreibt, der sie schließlich zu der Entscheidung für die Ausbildung und gegen ein Studium, beispielsweise der Landwirtschaft, geführt hat. Zunächst thematisiert A die große Bedeutung ihres Berufs für sie: das Gärtnern nimmt den größten Teil ihres Lebens in Anspruch, viel Zeit für andere Interessen bleibt nicht. Besonders wichtig ist für sie, auch StadtbewohnerInnen mit der Landwirtschaft in Kontakt zu bringen. Obwohl sie anfangs eigentlich überzeugt davon war, nicht bei der GC arbeiten zu wollen, hat sich das im Laufe der Zeit insbesondere durch das von ihr als sehr angenehm und positiv geschilderte Gruppenklima geändert. Besonders eindrücklich schildert sie die euphorische Stimmung in der Gründungsphase, außerdem die Vielfalt und Heterogenität der Aktionen und Mitglieder. Gleichzeitig ist es aber auch diese Vielfalt, die das Anleiten der Mitglieder mit ihren verschiedenen Bedürfnissen bei ihren Arbeitseinsätzen auf dem Hof für sie als Verantwortliche

Gärtnerin zu einer Herausforderung macht. A sieht aber besonders die positive Einbindung der Mitglieder bei den Arbeitseinsätzen als teilweise herausfordernde, aber auch schöne und wichtige Aufgabe an und beschreibt, dass die Bedeutung der GC im Leben der „normalen“ Mitglieder äußerst unterschiedlich ist.

B betont besonders das „sich Heraussagen“ aus dem Wirtschaftskreislauf als Möglichkeit, sich als Gärtnerin zu verwirklichen, weil sie so nicht immer nur auf die Höhe des Ertrags achten müssen. Auch das Wiederentdecken, Bewahren und Weitergeben von altem gärtnerischen Wissen liegt ihr am Herzen, etwa durch eine „autonome Kräutergruppe“ und Einkochaktionen. Zusammenfassend sagt sie, dass der Anbau sehr gut funktioniert, „das Soziale“ in der GC hingegen schwieriger sei. Besonders Kommunikation und das Ausdiskutieren aller Entscheidungen zur Konsensfindung ist ein großes Thema. Immer wieder kontrastiert sie die Funktionsweise der GC mit ihrem alten, wirtschaftlich arbeitenden Betrieb und hebt hervor, dass die Tatsache, dass in der GC niemand alleine Entscheidungen treffen kann, was einerseits einen hohen Kommunikationsaufwand bedeute, andererseits aber dafür auch ein hohes Maß an Freiheit ermögliche.

Während A vor allem die Strukturen der „KoKo“ und der Mitgliederversammlungen beschreibt, spricht B von den Strukturen und Abläufen innerhalb des Anbauteams und der Koordination der Mitglieder bei den Arbeitseinsätzen, etwa den Ablauf der wöchentlichen Teambesprechungen und dabei auftretende Schwierigkeiten. Interessant ist hierbei insbesondere ihre Beschreibung der eigenen Entwicklung durch die Arbeit in der GC und die Bedeutung der Kommunikationsprozesse und der Konsensfindung innerhalb der GC. Gegen Ende thematisiert sie, dass die Arbeit bei der GC auch Auswirkungen auf ihre private Sphäre hat, indem sie für Aspekte der Nachhaltigkeit sensibilisiert wird. Dadurch, dass in der GC besonders viel über das Thema Nachhaltigkeit nachgedacht wird, fallen ihr auch in anderen Bereichen immer mehr problematische Felder auf, was teilweise auch anstrengend sei, da die Ansprüche an das eigene Handeln anstiegen.

6.2 Sinngebung im eigenen Leben und die Bedeutung der Autonomie

In den folgenden Kapiteln werden die zentralen Motive anhand von ausgewählten Textstellen aus beiden Interviews dargestellt. Dabei werden beide Interviews miteinander in Beziehung gesetzt und Gemeinsamkeiten und Unterschiede herausgearbeitet.

Interessant ist zunächst, dass die intensive Beschäftigung mit Landwirtschaft, der Natur und dem Thema der Ernährung als etwas, das 'sich einfach ergeben hat' bei beiden Interviewten eine logische Folge oder biographische Konsequenz zu sein scheint bzw. von beiden in den Zusammenhang ihrer Vergangenheit gestellt wird, deren folgerichtige Konsequenz das Engagement für die GC ist. A beschreibt in der folgenden Textstelle, wie er das erste Mal von der Idee, eine Gartenkooperative in Freiburg zu gründen, gehört hat und stellt sein eigenes Interesse daran in den Kontext seiner

Kindheit auf dem Land. Damit begründet er, warum ihn die Idee, selbst Lebensmittel zu produzieren, so sehr begeisterte, dass er infolge dessen begann, sich intensiv für das Projekt zu engagieren. Aus seinem Blickwinkel betrachtet erscheint sein Interesse an der Projektidee als sich logisch aus seinen vergangenen Erfahrungen ergebend, da er „immer schon einen Bezug dazu“ hatte:

(A): „und da ham se halt son bisschen davon erzÄHLT so ja selbst LEBENSmittel produziern:, (.) spannend, und (.) ähm tja ich hatte da eigentlich IMMER schon n bisschen beZUG dazu, also ich bin aufm dorf mit neunhundert SEELen aufgewachsen, unser nachbar (.) war BAUER, MILCHbauer, (.) und (.) ja, mit vier JAHRN schon rüber gelaufen mit meiner kleinen (flüstert) PLASTIKschubkarre (.) ah ich hab n BISSCHEN geholfen wahrscheinlich war ich keine große HILFE, (1) (beide lachen leicht) äh aber es war irgendwie schon IMMER spannend so hatte ich irgendwo n beZUG daZU und (.) und das fand ich dann ganz intrESSANT das proJEKT“

Dadurch dass er schildert, er habe schon mit vier Jahren Interesse an landwirtschaftlicher Produktion gehabt, verankert er sein Interesse bereits in früher Kindheit als etwas, das bereits damals und noch heute zu seiner Person gehört und ihn ausmacht. Die individualisierte Agency („ich hatte da schon immer n Bezug dazu“) bereitet somit indirekt den Nährboden für sein heutiges Engagement, auf dem dann das Interesse für das Projekt gedeihen konnte. Die dörfliche Kindheit wird szenenhaft dargestellt, auf den ersten Blick weniger relevante Details wie das Material, aus dem seine Spielzeugschubkarre bestand, die Tatsache, dass der Nachbar nicht nur Bauer, sondern Milchbauer war oder die Anzahl der Dorfbewohner sorgen für die Illustration und Kontextualisierung der Szene. Erst durch den Einschub „wahrscheinlich war ich keine große Hilfe“ wird die in der Vergangenheit spielende Szene unterbrochen, die Bewertung erfolgt wieder aus der heutigen Perspektive. Somit wird der Bogen zum heutigen Interesse an der Projektidee geschlagen. Auch B schildert in Bezug auf ihr Interesse an der GC mehrmals zu verschiedenen Zeitpunkten des Interviews, sie sei „da so rein gerutscht“ und dass sich die Arbeit als Gärtnerin richtig angefühlt habe: „irgndwie hat es sich GUT an gefühlt“. Nach dem sie ihre Ausbildung in einem 'normalen' Gartenbaubetrieb abgeschlossen hatte, wechselte sie zur GC, was sie wie folgt begründet:

(B): „und auch grad so ökologischen anspruch, das ist halt in großen gärtnerereien nicht so möglich; und das war schon immer so (.) auch mein DING eigentlich so; das politISCHe:? weswegen ich auch so REINGerutscht bin; in das ding. (.) (mhm) dass mir das eigentlich WICHTIG ist.“

Es scheint, als sähe auch B ihre gärtnerische Arbeit in der GC bereits in ihrer Vergangenheit angelegt, wenn sie sagt, es sei „schon immer“ ihr „Ding“ gewesen. Durch die Bezeichnung ihres Handelns als „da so rein rutschen“ positioniert sie sich selbst als eher passiv in diesem Prozess, was wiederum die These der biographischen Konsistenz unterstützt. Die Besonderheit der GC liegt für B dabei im „ökologischen Anspruch“ und im „Politischen“. In der Beschreibung davon, wie sich ihr Interesse am Gärtnerberuf dargestellt hat, hat „das Politische“ ebenfalls eine große Bedeutung, so

bezieht sie sich z.B auf Feldbefreiungsaktionen in ihrer Jugend. Gleichzeitig stellt sie die Annäherung an die GC als eine Folge kleiner Schritte dar, die sie schließlich in die Position geführt hätten, die sie heute inne hat. So hatte sie nach dem Abitur zunächst den Wunsch, ökologische Landwirtschaft zu studieren. Das Interesse am Beruf der Gärtnerin entstand dann nach und nach durch den Austausch mit anderen Auszubildenden und mehrere Praktika, in denen sie auch feststellen konnte, was ihr weniger liegt. Dadurch wird auch klar, dass die Arbeit als Gärtnerin für B viel mehr als bloß ein Beruf mit dem Ziel des Lohnerwerbs darstellt, sondern von ihr als besonders gut zu ihr passend und als Abschluss und Höhepunkt einer längeren Annäherungsphase empfunden wird.

Beide Interviewten betonen in ihrer Antwort auf die Eingangsfrage des Interviews „Was sind die wichtigen Themen bei Dir im Leben, was ist Dir als Person wichtig?“ die Bedeutung der Freiheit zur selbstständigen Lebensgestaltung und ihrer persönlichen Autonomie. Dabei scheint insbesondere der Faktor *Zeit* eine wichtige Rolle zu spielen, was sich unter anderem an der besonderen Betonung dieses Wortes in der folgenden Textstelle erkennen lässt:

(A): „(leise) ja was is mir WIChtig. (18) ja: mir ist wichtig (.) dass ich (.) auch (.) dass ich ZEIT finde für mich auch? so: dass man NICHT immer nur: dass ich nich immer nur: guck was die ANdern machen“

Die Pause des langen Überlegens verdeutlicht interessanterweise genau das „sich Zeit nehmen“. Es wird auch klar, dass „Zeit für sich selbst“ bei beiden Interviewten ein knappes Gut zu sein scheint.

Dies betont auch B in ihrer Antwort auf die Einstiegsfrage:

(B): „wir arbeiten ja alle nur ACHZIG prozent, und es is auch für MICH so im kopf gewesen dass ich das dann noch mehr MACHEN will, (.) und (1) dass ich auch die ZEIT hab da auch IDEEN zu entwickeln, und (1) ich merk das is schon SCHWIERIG?“

Für B ist „Zeit haben“ verknüpft mit dem Entwickeln von eigenen Ideen und damit „noch mehr“ zu „machen“. Diese Sehnsucht nach dem „mehr machen“ scheint dabei nicht direkt mit ihrer Arbeit als Gärtnerin bei der GC zu tun haben, sondern darüber hinaus zu gehen und mit einem anderen Bereich zu tun zu haben. Später im Interview wird auch klar, was z.B mit dem „mehr“ unter anderem gemeint sein könnte. Sie hat eine Leidenschaft für das Nähen und entwirft gerne selbst **Kleidung**: „ich hab halt noch irgendwie n großes HOBBY hier, das NÄHEN sozusagen? (zeigt auf die Nähmaschine, die hinter ihr steht).“ Dafür bleibt aber durch ihre Arbeit, die sie stark einnimmt, kaum Zeit: „ich merk das is schon SCHWIERIG? selbst mit achzig prozent, weil man dann doch eher HUNdert arbeitet.“ Wenn viel zu tun ist, macht sie auch am Wochenende freiwillig **Überstunden**: „jetzt MELD ich mich (mhm) und sag ey ich mach samstags dienst, ich find das (.) nich schlimm“

Für A hingegen ist es besonders wichtig, sich nicht ständig mit anderen zu vergleichen. Durch diese Formulierung wird die Vermutung nahe gelegt, dass er dies als eingeübtes Muster ansieht (wobei

nicht klar wird, wer „die anderen“ sind), was er bei vielen wahrnimmt und was er kritisiert bzw. für sich selbst ablehnt.

Dem „sich Zeit für sich selbst Nehmen“ steht zumindest teilweise das intensive Engagement für die GC entgegen. Dies lässt sich z.B. daran festmachen, dass A am Ende des Interviews unterstreicht, die GC sei nur deshalb ein so erfolgreiches Projekt geworden, weil einige der besonders aktiven Organisatoren der GC über einen langen Zeitraum besonders viel Zeit und Energie gewidmet hätten. Damit wird auch hervor gehoben, dass die GC „von innen heraus“ entstanden sei und dass der Erfolg des Projektes nur durch das intensive Engagement bestimmter Menschen ermöglicht wurde. Auch hier wird wiederum das „investieren“ von Zeit hervor gehoben. A betont, dass das Investieren von Zeit, aber auch von „Energie“ und „Liebe“ im Entwicklungsprozess der GC von enormer Bedeutung war. A scheint damit andersartigen Annahmen widersprechen zu wollen, mit denen er scheinbar häufiger konfrontiert wird. Im folgenden Interviewausschnitt stellt A klar, was seiner Ansicht nach das 'eigentlich' wichtige Element für das Funktionieren der GC ist.

(A): „da ham n haufen leute SEHR viel zeit investiert. SEHR viel energie rein investiert in das projekt, und das: is nich einfach so entstanden. leute ham da RICHTIG viel: reingebuttert. [mhm] auch an liebe reingebuttert. (??) (1) energie die: von INNen kam, so nich irndwie, ich geh da halt auch mal hin zwei stunden und: setz mich aufn plenum, sondern ich geh da hin weils mir WICHTIG is. [mhm] und: (.) ja, ohne dieses:- ohne dieses dran bleiben von: (.) nem dutzend leuten, hätts die gartencoop nich gegeben.“

In dieser Textstelle sind mehrere Aspekte von zentraler Bedeutung für das Verhältnis von A zu seinem „Projekt“, der GC, und auch dafür, welche Bedeutung A der „Kerngruppe“ der GC beimisst. Der Begriff „reinbuttern“ verweist auf die besondere Rolle der GC für diejenigen, die die Zeit, Energie und Liebe investieren. Diese drei Elemente gehören zusammen: Zeit alleine ist nicht alles, auch Liebe und Energie sind wichtig. Die Tatsache, dass A hier der Liebesbegriff wählt, der zumeist eher im Zusammenhang mit romantischer Liebe oder mit besonders engen Freundschaftsbeziehungen verwendet wird und dass er der Überzeugung ist, diese Liebe wäre die Bedingung für das „dran bleiben“ der aktiv Engagierten, die die Existenz der GC erst ermöglicht haben, weist auch auf A's Wahrnehmung der engen Beziehungen untereinander in der Kerngruppe hin. Interessant ist weiterhin, dass es offenbar nicht ausreicht, einfach an einer Sitzung („Plenum“) teilzunehmen. Die Teilnahme an einer Sitzung der GC ist im Gegenteil für A erst dann sinnvoll und richtig, wenn es der betreffenden Person „wirklich wichtig“ ist, wenn es sich um eine Herzensangelegenheit handelt. Dies ist die Voraussetzung für die Kontinuität des Engagements, für das „Dranbleiben“ einzelner Personen.

Darüber hinaus ist es auch interessant, dass das 'sich auf ein Plenum setzen' als typische GC-Aktivität beschrieben wird. Hieran lässt sich bereits die besondere Rolle, die die Konsensfindung und der Austausch in der Gruppe ausmachen, erahnen. Von herausragender Bedeutung scheint den beiden Interviewten auch die individuelle Freiheit zu sein. So unterstreicht A:

(A): „Wichtig is auch ne persönliche FREIheit? dass ich a=so irgendwie (.) dass ich selbst entSCHEIden kann was ich wann MACH und WIE ich das mach (.) so: was, a=so (...) das is mir WICHTig äh: ne eigne ZEITeinteilung“

Die „persönliche Freiheit“ drückt sich durch die Freiheit von Zwang und die Möglichkeit der eigenen Zeiteinteilung aus, aber auch dadurch, selbst entscheiden über das „wie“, also die Ausgestaltung der eigenen Handlungen, entscheiden zu können. Der Interviewte erlebt sich selbst als eigenständig und unabhängig. Die freie Zeiteinteilung wird dadurch möglich, dass es keine Autorität gibt, die ihm vorschreiben kann, wann er etwas erledigen muss und erlaubt durch die Ablehnung von Festlegung maximale Flexibilität. Dies ist auch die Voraussetzung für das Aufbrechen der Trennung der beiden Bereiche Arbeit und Freizeit, die später im Interview angesprochen wird.

B erlebt ihre Freiheit und Autonomie vor allem dadurch, dass sie, anders als während ihrer Ausbildung, nicht mehr unter einem Chef arbeiten muss, sondern dass sie an allen Entscheidungen, die ihren Arbeitsalltag betreffen, selbst mitwirken kann und auch ihre über ihrer Zeiteinteilung in einem hohen Maße selbst entscheiden kann. Mit der GC identifiziert sie sich, während sie sich in den Strukturen ihres alten Betriebs unwohl gefühlt hat. In ihrem alten Betrieb konnte sie sich immer nur aufregen, analog zum „Rumschreien“ ihres „krassen“ Chefs:

(B): „weil ich hab KEINE lust mehr; (.) ähm unter nem CHEF zu arbeiten; so das ist halt SCHON so das ding, (1) ich hatte halt n KRASSEN chef so, in der ausbildung der ziemlich viel RUMgeschrien hat und so auch und (.) wo ich mich dann über so viel SACHen aufgereggt hab immer gesagt hab oh ich so will mein EIGENES ding“

Ihr „eigenes Ding“ bei der GC besteht unter anderem darin, dass sie in Absprache mit den anderen aus dem Anbauteam selbst entscheiden kann, wie sie ihren Arbeitsalltag gestaltet:

(B): „obWOHL man natürlich immer viel absprechen muss= aber es ist schon !VIEL!=selbstbestimmter als wenn sich da einer vor sich stellt [mhm] und sagt du machst das jetzt SO“

Für B scheint es im Zusammenhang mit ihrer Berufswahl auch besonders wichtig zu sein, dass sich für sie die Frage nach dem Sinn ihrer Arbeit als Gärtnerin gar nicht erst stellt, da er sich für sie von alleine aus ihrem praktischen Tätig-Sein ergibt.

(B): „ich muss mich auch NIE nach dem SINN fragen; (.) das is so, das war immer für mich bei der berufswahl so, (.) JA politik finde ich spannend? (.) aber was MACH ich dann damit später (.) irgndwie: (.) ich glaub ich würd mir dann (.) jeden tag den SINN stelln und denken öh was MACHST du da jetzt (.) so: (.) und (.) ich brauch einfach irgendwas zum ANfassen; (.) der sinn GIBT sich bei mir so KRASS, also das- da muss man nicht nach suchen, der springt einem so ins auge, (beide lachen etwas) und (.) das tut irgendwie gut, (.) also das WAR so glaub ich auch (1) weswegen der berUF mir dann so gut geFALLEN hat, (.) weil das einfach so: (2) sich so viel erGEBEN hat, (.) mir diesem; (.) ja? man musste nicht nach irgndwelchen SACHEN fragen, das war dann gleich da“

Die Tatsache, dass B erlebt, dass der Sinn ihrer Arbeit als Gärtnerin ihr direkt und von allein „ins Auge springt“, weist einerseits darauf hin, dass ihr das Stellen der Sinnfrage und das Suchen nach

dem Sinn als Muster aus ihrem Umfeld sehr geläufig ist, andererseits dass sie die Sinngebung vor allem dem körperlichen, aktiven Tun ihrer Arbeit zurechnet. Offenbar hat sie sich zuvor häufig mit der Frage, welche Perspektive sich in ihrer Arbeit für „später“ ergibt, konfrontiert. Durch den Beruf als Gärtnerin ergibt sich für sie viel von allein, vieles passiert ihrer Ansicht nach ohne ihre bewusstes Auseinandersetzung mit einem Thema, allein durch die Arbeit mit der Erde und den Pflanzen:

(B): „weil: für mich so diese ARBEIT irgendwie mit den pflanzen da GIBT mit total viel also gibt mir ganz viel RUHE und so (.) geERDET sein: und so weil die STRESSEN einen einfach nicht?“

Interessant ist hier der Ausgleich des Geben und Nehmens durch ihre Arbeit. Einerseits gibt sie viel von ihrer Energie, indem sie der GC einen großen Teil ihrer Zeit widmet, beispielsweise auch durch freiwillige Überstunden an den Wochenenden. Auf der anderen Seite bekommt sie dafür aber viel an Ruhe und Kraft von ihrer Arbeit mit den Pflanzen zurück:

(B): „und wenn man eigentlich so alleINE gärtner, dann is man eigntlich immer RUHIG, und d=s eigentlich was stressig ist is nur die organisaTION und das drum herRUM“

Insgesamt wird für B somit ein Gleichgewicht erzeugt, das für Zufriedenheit sorgt. Dafür ist auch das sinnliche Erleben besonders wichtig, „etwas zum anfassen“. Das gleicht dann auch die enormen körperlichen Anstrengungen aus: „dass 's OFT einfach auch toTALE malOCHE is.“

Der Wunsch nach Selbstbestimmung, Autonomie und Freiheit spielt nicht nur für die Interviewten individuell eine wichtige Rolle, sondern spiegelt sich als zentrales Element auch in den Organisationsstrukturen und Beschreibungen der GC als Ganzes wider. Auf die Frage danach, was für ihn denn das eigentlich wichtige an der GC sei, antwortet A: „das eigentlich wichtige is: (2) n stück weit ernährungsautonomie selbst zu verwirklichen.“ Auch in diesem Zusammenhang der Ernährung ist der Begriff der Autonomie von besonderer Bedeutung. Diese Bedeutung wird unterstrichen, indem das „selbst verwirklichen“ daran gehängt wird. Dieses Ziel soll eben „selbst“, auf die eigene Art und Weise und durch eigenständiges Handeln verwirklicht werden, womit sich A deutlich von anderen Praktiken abgrenzt, etwa davon, Lebensmittel lediglich zu konsumieren. Das Erlebnis von persönlicher Handlungsmächtigkeit ist von enormer Bedeutung.

5.3 Krisenkontext und Pragmatismus: Machen statt Analysieren

Beide Interviewten beschreiben vielfältige Krisen als Hintergrund, vor dem die GC entstanden ist, und ordnen den großen Zuspruch, den die GC erfährt, in diesen Kontext ein. So beschreibt A bereits relativ am Anfang des Interviews die Suche nach Alternativen zu den bisherigen Lebensweisen als für ihn spannenden Prozess:

(A): „wenn man sich son bisschen die geSELLschaft anschaut oder= (.) den ZUstand, in dem wir sind, das is (.) das man sich IRGENDwie auf

verÄNDERungen vorbereitet und sachen ausprobiert, (.) weil so wie: viele prozesse JETZT ablaufen wirds nicht mehr lange funktionIERN? meiner meinung nach, (.) kann man an verschiedenen krisen fest machen, sei es die ROHstoffkrisen oder die FINANZkrisen oder die SYSTEMkrisen,= sicherlich muss man irgendwie alternativen finden, (2) un:d diese alternativn: zu SUCHn, is irgendwie SPANNend, n spannender proZESS?“

A betont hier den experimentellen und prozesshaften Charakter des Projekts, es geht darum, sich „irgendwie“ vorzubereiten und etwas auszuprobieren. Es handelt sich für ihn um eine notwendige Vorbereitung, wobei er nicht konkret formuliert, auf was genau sich vorbereitet werden muss bzw. welche Prozesse es sind, die in Zukunft nicht mehr funktionieren werden. Die Subjektivierung „meiner Meinung nach“ relativiert die Faktifizierung „so wie viele Prozesse ablaufen wirds nicht mehr lange funktionieren“ etwas. Interessant ist auch, dass nicht von einer bestimmten Krise die Rede ist, sondern von „verschiedenen Krisen“. Die Benennung der „Rohstoffkrisen“, „Finanzkrisen“ und „Systemkrisen“ dient eher als illustratives Beispiel für einen größeren Krisenkontext. Die Gesellschaft wird als „Zustand, in dem wir sind“ bezeichnet, wobei die Bezeichnung als „Zustand“ ebenfalls bereits auf Veränderung hindeutet, denn wenn es sich für A lediglich um einen momentanen Zustand handelt, bedeutet dies auch, dass für ihn viele andere Zustände möglich sind und ein Wandel wahrscheinlich ist. An anderer Stelle des Interviews wird der Horizont des Krisenkontextes mit einigen Beispielen illustriert:

(A): „man muss ja auch den kontext son bisschen sehen mit finanzkrise und allgemein systemkrise- das die leute halt KEIN vertrauen mehr in die banken- in- in das kapitalistische system stückweit habn ähm (1) der ÖLkrise der steigende ölpreis- also erst der ölschock irgendwie mit dem iRANKrieg zweitausendfünf 2006 son bisschen- ja mhm: n beWUSSTsein dafür gebracht hat- enerGIE ist immer ne frage deutscher- vor allem auch aTOMenergie und- (.) n natürlich auch der- ähm- der north sea- north stream pipeline irndwie au fossile brennstoffe aus russland: öl (??) n stückweit EH- (.) der ölpreis HAT sich (.) natürlich die hunderfünfundfünfzig dollar hat er nich gehalten von zweitausend- 2006 aber er war trotzdem dann einiges HÖher: also immer noch um die- um die HUNDert und is mittlerweile hundertZWANzig dollar: (1) also diese frage nach peak ressourcen und so- das is viel beschäfm sich viele damit beschäftigt: und wir sind da halt (??) zum richtigen zeitpunkt au= aufgetreten“

Verschiedene Ereignisse und Begriffe werden in dieser Textstelle collagenartig aneinander gereiht (Ökrise, steigender Ölpreis, Irankrieg, Atomenergie, north stream pipeline, fossile Brennstoffe) und werden zum Schluss hin unter dem Begriff „peak Ressourcen“ zusammengefasst, womit er sich an die Schlagworte „peak oil“ und „peak everything“ anlehnt. „Peak oil“ bezeichnet die Tatsache, dass der Höhepunkt der weltweiten Erdölförderung überschritten ist und weist damit auf die Knappheit dieser endlichen Ressource hin, während „peak everything“ diesen Begriff erweitert und darauf aufmerksam macht, dass nicht nur die Erdölressourcen zur Neige gehen, sondern auch alle anderen Ressourcen begrenzt sind. Indem A sich darauf bezieht, stellt er sich und die GC in den Kontext dieser Debatte und verdeutlicht damit, dass sich die GC auf lokaler Ebene mit globalen Umweltproblemen auseinandersetzt. So bildet sich ein Horizont der Krisen, dessen explizites

Charakteristikum es ist, dass er nicht klar zu fassen, zu begrenzen, zu beschreiben und zu definieren ist, der vielmehr drohend im Hintergrund schwebt. Auch die hohe Anzahl der Wort- und Satzabbrüche weisen darauf hin, dass es sich um viele, miteinander in Zusammenhang stehende Einzelphänomene handelt, die aufgrund ihrer Komplexität und Unübersichtlichkeit als Ganzes von einem Individuum gar nicht zu fassen sind, was wiederum gerade den Krisenkontext ausmacht. Es handelt sich um einen Kontext, der auch verbindend wirkt und den Zusammenschluss von vielen Individuen angesichts der Krisen zu einer Gruppe mit einem konkreten Ziel gefördert hat:

(A): „Also ich glaub dieses- dieses framing- diese alternaTive, die wirklich NOTwendig is: das hat in n ZEITgeist gepasst zu meinem- also [mhm] un ham gesagt so: wir versuchen jetzt hier ne alterative hereinzubau- aufzubauen und em die ernährung zu organisieren ohne viel input. also das hat ganz gut funktioniert.“

Das konkrete Ziel der Verwirklichung von Ernährungsautonomie wird damit in den Gesamtkontext der Krisen gestellt und ergibt sich für den Interviewten sogar daraus.

Im zweiten Interview geht es in diesem Zusammenhang um die Selbstwahrnehmung und -inszenierung als „PionierIn“, was ebenfalls einen Teil des experimentellen Charakters der GC ausmacht. So sagt B:

(B): „das is ja schon auch son bisschen son pion=pionIERmäßig, is man ja unterwegs, und (1) ja, (.) ich war auch beim gründungstreffen von ner ANdern gartencoop (.) halt (.) bei meinen ELtern in der nähe; (.) und dann war ich halt auch auf diesem TREFFN, und (.) man kommt sich ja immer total KLEIN vor und man macht das HIER SO: und (.)dann ham die auch gesagt JA und jetzt SAG noch was, zur coop, und dann h= ich auch so öh ja: ähm:, und dann kamen SO viele LEUTE danach zu mir und meinten und JA und TOLL und wie MACHT ihr das und HM:, (.) und da hab ich auch wieder gemerkt (.) unser ALLTAG, das is so unser alltag. und s' is doch was total beSONDeres [mhm] weils davon: jetzt gibts schon immer mehr aber es is total wenig und das wird einem das dann wieder so beWUSST das man doch irgndwas beSONdres macht oder (.) die organisaTION einfach total speziell is (.) und (.) man IMMER wieder alles erklärn muss.“

Hier beschreibt die Interviewte eine Szene, in der ihr die Außergewöhnlichkeit ihres eigenen Projekts wieder ins Bewusstsein gerufen wird, indem die Selbstwahrnehmung ihrer Rolle durch die Wahrnehmung anderer korrigiert wird. Während sie sich sonst „total klein“ fühlt, wird ihr durch den Zuspruch und das Interesse unerfahrenerer Personen bewusst, welche besondere Rolle die GC für interessierte Außenstehende als 'Modellprojekt' einnimmt. Auch weil es bisher insgesamt wenig Projekte der solidarischen Landwirtschaft gibt, muss B ihr Projekt immer wieder erklären und beschreiben, das Interesse am Projekt von Außenstehenden verdeutlicht die eigene Besonderheit auch für sie selbst, da sie ihr wieder ins Bewusstsein gerufen wird.

Ein Aspekt, der sich überwiegend im ersten Interview findet, ist die Kritik an der Inanspruchnahme der Nachhaltigkeitsdebatte durch die Wirtschaft, vor allem zu Marketingzwecken. Kritisiert wird vor allem, dass bestimmte Institutionen (z.B die Stadt Freiburg) oder kapitalistisch wirtschaftende Firmen Nutzen aus dem allgemeinen Krisenbewusstsein schlagen würden, in dem sie sich bewusst ein 'grünes' Image der Nachhaltigkeit verpassen würden, um sich eigene Vorteile zu verschaffen.

Daraus lässt sich schließen, dass für A 'echte' Nachhaltigkeit anders aussieht:

(A): „nachhaltigkeit; (3) ja halt die: allgemeine definition halt: aber was bedeutets für mich? (2) s halt son problematischer begriff der halt noch vom kapitalistischen diskurs voll AUFgegriffen wurde und: hier im freiburg wissen wir was green business HEISST; und green=- und grüne verMARKtung heißt; =hier ist ALles nachhaltig aber: viel halt auch geLOgen weil nur in bestimmten asPEKten, wenn man nur: n bestimmten TEILbereich guckt- nachhaltig:“

Nachhaltigkeit bedeutet für A offenbar 'vollständige' Nachhaltigkeit, was bereits auf den Aspekt der Bedeutung von Interdependenzen oder 'Ganzheitlichkeit' hindeutet. Wirklich nachhaltig kann nur sein, wer 'das Ganze' einbezieht und sich nicht nur auf einen Teilbereich beschränkt. Der Begriff wird deshalb problematisiert und abgelehnt. Es geht überwiegend um „green economy“:

(A): „s geht nur noch um WIRTschaft, und grün ANstreichn. aber eben er is schon SO vergeWALTigt worden der begriff, s eigentlich schwierig damit zu arbeiten.“

Der Begriff der Vergewaltigung weist in drastischer Weise darauf hin, dass es sich für A um eine Verletzung von Prinzipien handelt. In Freiburg sei „GRÜN nichts weiter (...) als die fasSade.“ Diese Abgrenzung zur Stadt Freiburg passt auch zur Selbstpositionierung der GC als unabhängiges Projekt. Diese Unabhängigkeit wird insbesondere dadurch ermöglicht, dass die GC ihr Gemüse nicht auf dem freien Markt verkaufen muss, sondern quasi aus dem Wirtschaftskreislauf heraus getreten ist. Deshalb muss die GC keine Kompromisse eingehen, während dies anderen Betrieben aufgrund ihrer wirtschaftlichen Funktionsweise nicht möglich ist, selbst wenn sie es versuchten:

(A):“(Name2) war zu dem zeitpunkt auch in ner gärtnerie geARbeitet, (...), und hatte son bisschen das FACHwissen auch, und wusste auch so was: der MARKT einem halt ABverlangt, (.) =für kompromISSE abverlangt, (...) auch in nem eigentlichen MUSTERbetrieb, mit biodynAMischen anbau (...) aber da sie halt ihr zeug verKAUFen, aufm mARKT und heute finanziell überLEBEN müssen, könn= se halt nur das so und so MACHen.“

Während der allgemeine Krisendiskurs die Leute überwiegend verunsichert, sieht A den großen Vorteil der GC darin, dass sie positiv, pragmatisch und handlungsorientiert vorgehen und damit die Leute begeistern. Dies hebt die GC laut A auch gegenüber anderen Projekten hervor:

(A): „also man muss eintlich eher den leuten was von POSitives bild vermitteln: also des is auch EIner der gründe, meiner meinung nach: wieso die gartencoop funktioniert und eingeschlagen is. es- ähm (.) die leute wolln nicht mehr hörn wie SCHEISse die welt is: des WISSen viele: sondern sie wollen wissen wie mans besser machen kann.“

A nimmt einen enormen Bedarf an solch pragmatischer Handlungsorientierung in der Bevölkerung wahr und nennt dies als Grund für den Erfolg und das enorme Interesse am Projekt. Indem er sagt „die Leute wollen nicht mehr hörn wie scheiße die Welt ist“, stellt er einerseits fest, dass unter den Menschen, mit denen er über die GC in Kontakt steht, der Krisendiskurs eine große Verunsicherung oder Ablehnung erzeugt, da kaum Handlungsoptionen aufgezeigt werden, andererseits, dass die GC genau diesem Bedarf nach Handlungsmöglichkeiten zu entsprechen vermag. Der Erfolg des Projekts wird also damit begründet, den „Nerv der Zeit“ getroffen zu haben, indem den Mitgliedern

durch das Konzept der GC eine Möglichkeit zu geboten wird, konkret etwas zu unternehmen. Das Motto lautet „Machen statt analysieren“ und stellt einen sehr zentralen Aspekt der Selbstpositionierung der GC dar. Es geht darum, „anzupacken“ und etwas „umzusetzen“. Diese Einordnung in das semantische Feld des Handwerks verrät, dass es um das 'Tätig-Sein' geht.

(A): „die gartencoop is halt nich entstanden, weil leute ne nachhaltigkeitsvorlesung oder ne: green irgendwas vorlesung besucht haben. sondern weil sich leute konkret gedanken haben, wie kann ich was UMsetzen in der realität. und wie kann ich das langfristig auch irgendwie verTREten und da strukTURN schaffen, die: das: durchziehen können. und: (.) ähm: (.) und darum gehts. die leute müssen anpacken.“

Im diesem Textausschnitt grenzt sich A deutlich vom akademischen Umgang mit Wissen ab, was sich auch mit seiner eigenen Entwicklung vom Studenten hin in das selbst gestaltete Arbeitsfeld der Kooperative in Beziehung setzen lässt. Anstatt Vorlesungen zu besuchen und Fragestellungen nur intellektuell zu begegnen, ist es ihm nun wichtig geworden, in der „Realität“ etwas zu verändern. Damit wird auch klar, dass seine „Realität“ eher auf der Ebene der „Strukturen“ der Kooperative zu finden ist.

Auch von B's gärtnerischem Standpunkt aus handelt es sich hierbei um wichtige Aspekte der GC, ihr fällt in diesem Zusammenhang aber auch noch anderes auf. Dadurch, dass die GC ihr Gemüse nicht wie normale Betriebe verkaufen muss, sondern der Absatz durch die Mitglieder gesichert ist, erfährt sie in ihrem Beruf die Möglichkeit, sich auszuleben und zu verwirklichen, wie sie in der folgenden Textstelle in ihrer Antwort auf die Frage, was für sich „das Wesentliche“ an der GC ausmacht, beschreibt:

(B): „SCHON der anbau. (.) also schon dieses ähm (1) dass man sich als gärtner auch so verWIRKlichen kann son bisschen. (.) dass man ganz viel SORTen anbauen kann und samenfeste sorten dass man nich auf den erTRAG gucken muss sondern (.) gucken kann wie toll die aussät oder so“

Für B stellt ihre gärtnerische Tätigkeit die Hauptsache dar. Sie hebt die besonderen Möglichkeiten, die sich für sie durch die Funktionsweise der GC bieten, hervor, etwa die Sortenvielfalt und gärtnerische Experimentiermöglichkeiten. Das explizite Ziel der GC, alte Sorten wieder zu entdecken und anzubauen, drückt sich auch in ihrer gärtnerischen Leidenschaft aus. Die Vielfalt der Möglichkeiten der gärtnerischen Verwirklichung sind für B rundum positiv besetzt. Ein anderer Effekt, der der besonderen Funktionsweise als Kooperative geschuldet ist, die auf die Arbeitseinsätze ihrer Mitglieder angewiesen ist, wird von ihr aber nicht nur positiv gesehen, wie anhand des folgenden Zitats klar wird:

(B): „weil man- (.) wenn man geSTRESST is dann regt man sich ja über JEden kram auf. und wenn du dann noch (.) fünfzehn mitglieder hast, den: du (??) das jäten erklärn, dann passiert es toTAL schnell dass du geNERVT bist, und dann komm die auch nich WIEDER; und wir =auch=gesagt wir müssn total NETT zu denen sein, weil die müssen WIEDER KOMM, wir sind doch auf die ANgewiesen, a es is ja NICH so, (.) also es is SCHON so (1) dass: (.) also wir BRAUCHEN sie, aber sie arbeiten ja nich so effekTIV wie sag ich mal wie WIR jetzt, also s= sie machen auch schon Arbeit? und das verSUCHen wir auch immer nett zu vermitteln was n

bisschen SCHWIERig ist, [mhm] (lacht) das wir sagen OK ja es is n bildungsaspekt, aber ihr dürft nich denken dass wenn ihr KOMMT, dass ihr NUR hilfe seid, sondern dass es AUCH- (.) total viel ANleitung dabei is; und ihr (.) ja: wir uns überlegen müssen (...) EINERseits is ja immer di=so dieses man WILL sie an die realität heRAN führn? (.) man will sie aber auch son bisschen RAUShalten, dass sie noch ihren spaß haben.“

Da die Mitglieder, die zu den Arbeitseinsätzen kommen, nicht über das gleiche Wissen wie die Mitglieder des Anbauteams verfügen, müssen die GärtnerInnen ihnen sehr ausführlich erklären, was genau sie tun sollen und wie die jeweilige Aufgabe erledigt werden muss. Das erzeugt für B Stress und Ungeduld. Diesen Stress darf sie die Mitglieder allerdings nicht spüren lassen, denn das Anbauteam ist auf die Unterstützung durch die Arbeitseinsätze der Mitglieder angewiesen, es besteht ein Abhängigkeitsverhältnis. Allerdings ist sie nicht wie zuvor von einem Chef abhängig, sondern von der Mitarbeit der Mitglieder. A spricht auch vom „Bildungsaspekt“ ihrer Arbeit Ein Teil ihrer Arbeit als Gärtnerin bei der GC ist es, den Mitgliedern bestimmte Zusammenhänge und ihre Aufgaben erklären. Die Angewiesenheit auf die Mithilfe der Mitglieder ist auch dadurch bedingt, dass die GC nicht kontrollieren will, ob die Mitglieder tatsächlich die geforderte Mindestanzahl von Arbeitseinsätzen leisten. Dies verstärkt auf Seiten des Anbauteams das Gefühl der Abhängigkeit von dem guten Willen der Mitglieder und auch das Gefühl, die Mitglieder zufrieden stellen zu müssen, damit sie sich auch zukünftig zu den Arbeitseinsätzen anmelden. Die Mitglieder unterscheiden sich offenbar auch in ihren Wünschen und Bedürfnissen stark voneinander:

(B): „also s' sind ALLE ja=ALLE willKOMMN und ALLE könn mitglied werden, und des s' dann immer so SCHWIERIG im alltag zu sagen, (.) OK ich GEB der person jetzt den raum, dass sie die möhre zwei mal STREICHelt, obwohl wir noch FÜNF beete zu JÄTEN haben, so, (1) aber s' ist dann halt so; wenn so viele da sind; und wir HAM uns aus dem wirtschaftskreislauf raus gesagt? wir ham gesagt wir wolln da nich mehr mit machen, und da gehört das dann auch ZU (1) aber (.) ICH wo ich jetzt so ne wirtschaftliche AUSbildung gemacht hab, (.) bin da halt schon noch total DRIN, also es braucht glaub ich ECHT ne zeit (.) bis man auch sagt ACH das ist mir EGAL: und dann brauch man halt FÜNF mal so lang: (.) hauptsache wir SCHAFFEN des“

Die Schwierigkeiten, die für B durch die Bedürfnisse und Ansprüche der Mitglieder bei den Arbeitseinsätzen entstehen werden von ihr als Nebeneffekt der Funktionsweise der GC verstanden, den es für 'das große Ganze' in Kauf zu nehmen gilt. Sie sieht die GC auch als Institution an, die Bedürfnissen wie „jede Möhre zwei Mal zu streicheln“ Raum gibt und damit der Heterogenität ihrer Mitglieder entsprechen kann, nach dem Motto 'das gehört halt dazu'. Die positiven Effekte gleichen diese Schwierigkeiten für sie bei weitem aus. Anstatt die Mitglieder für Probleme verantwortlich zu machen, sieht sie bei sich selbst einen Anpassungs- und Entwicklungsbedarf. Diese Anpassung erfordert ihrer Ansicht nach Zeit und Gewöhnung. Sie selbst muss sich daran gewöhnen, nicht mehr an die Prinzipien der wirtschaftlichen Profitmaximierung gebunden zu sein und sich auch Zeit für die Mitglieder nehmen zu können. Sie beschreibt damit einen mentalen Umstellungsprozess, der nur

Schritt für Schritt zu vollziehen ist. Wie erfolgreich das Projekt dabei ist, lässt sich nicht einfach sagen.

Eine interessante Figur, die in beiden Interviews immer wieder zu finden ist, ist der Vergleich zu anderen Projekten der solidarischen Landwirtschaft. So sagen beide Interviewten immer wieder, insbesondere im Zusammenhang mit der Frage nach dem, was in der GC gut und weniger gut funktioniert hat, dass eine Antwort auf diese Frage nur im Vergleich zu anderen Projekten möglich sei, der eigene Prozess wird damit normalisiert. A sagt z.B.: „was gut funktioniert hat: das mit dem gut und nich so gut is ja immer relativ. das muss man ja im vergleich zu anderen projekten in relATIOn sehen.“ Der Erfolg des Projekts ist also für sie nicht absolut wahrnehmbar, sondern nur relativ, unter anderem weil konventionelle quantitative Methoden der Erfolgsmessung, z.B anhand der Höhe des Ernteertrags oder der möglichst hohen Mitgliederanzahl abgelehnt werden. Es geht ihnen stattdessen um die Qualität des Gemüses und der Beziehungen untereinander. Daher lassen sich für beide Interviewten erst im Vergleich zu Projekten mit ähnlichen Zielen Aussagen über den Erfolg ihres eigenen Projekts treffen.

Vor allem B bringt noch einen weiteren interessanten Aspekt mit ein. Ihr geht es auch darum, altes Wissen zu „bewahren“ und zu „wiederbeleben“, um mit heutigen Herausforderungen umzugehen. Diese 'alten' Ideen sollen allerdings an die heutigen Ansprüche angepasst werden. In der folgenden Textstelle geht es dabei konkret um das „einkochen“, um Lebensmittel haltbar zu machen.

(B): „und gemeinsam SACHen,- so was wie EINKochen oder so was (.) is ja schon so das kennt man von der OMA: und da is das so=son HEIMeliges geFÜ:HL, und da gibts dann die toMA:ten oder die BO:Hn ausm WECKgla:s, und (.) ich glaub viele (1) sind das JETZ schon so die ENKEL finden das so toll, (.) ich weiß gar nicht ob die ELTERN das so toll fandn, weil für die was norMA:L, und äh es gibt schon wieder BOHNen (I lacht) (1) und da is das halt so das KENN ich ja SELber auch, dass das son: (1) tolles geFÜHL ist und son bisschen nostalgIE dahinter steckt so (.) früher war alles BESSER und wir wollens jetzt- das BESTE nur in moDERN und ökoLOGISCH, (lacht)“

Eingekochtes erzeugt für sie ein „heimeliges Gefühl“, das man „von der Oma“ kennt und mit nostalgischen Gefühlen besetzt ist. Sie bezieht damit auch auf ein generationenabhängiges Phänomen, indem sie eine konsensuale Agency („wir wollen“) verwendet. Für die Elterngeneration sei es eher wichtig gewesen, sich abzugrenzen, wohingegen es für die Generation der Enkel wieder um eine Annäherung an alte Praktiken geht. Das Gefühl, früher sei alles besser gewesen, scheint für sie ein verbreitetes Symptom in ihrer Generation darzustellen, da sie es nicht für notwendig erachtet, dies näher zu erklären. Es geht aber nicht darum, sich rückwärtsgewandt zu verhalten, vielmehr geht es um die Anpassung dieser alten Praktiken an moderne Bedürfnisse und Wünsche: das Ganze muss jetzt „modern und ökologisch“ sein.

Ein weiteres Thema, das vor allem von A eingebracht wird, ist das 'Zulassen' des Scheiterns, was sich auch in die Schiene des Pragmatismus und der Positionierung als „Pionier“ einordnen lässt.

Wenn man als PionierIn neue Wege geht, sei es ganz normal, dabei nicht alle Ziele verwirklichen zu können und unterwegs festzustellen, dass einiges sich auch nicht verwirklichen lässt, so der Grundtenor. Einige Ziele, die in der Anfangszeit der GC angestrebt wurden, konnten verwirklicht und umgesetzt werden, andere nicht. Das betrifft beispielsweise die Flexibilität der Gemüsemenge, die wöchentlich jedem Mitglied zusteht, sowie die Idee, dass jede Person, die durch die GC mit Gemüse versorgt wird, Mitglied in der GC sein sollte. Dies wird aber nicht als Problem angesehen, sondern als normaler Teil des Prozesses: Scheitern ist ok, wenn man Neues ausprobiert und wird daher nicht dramatisiert. Erst im Nachhinein kann festgestellt werden, was funktioniert und was nicht, wie sich in der folgenden Textstelle zeigt. Darin beschreibt A das Scheitern im Hinblick auf den Wunsch, dass jedes Mitglied selbst entscheiden kann, wie viel Gemüse er oder sie jede Woche braucht:

(A): „(...) dass man eben keinen FESTbetrag hat(...)dass jeder nimmt so viel er kann so soviel er braucht soviel er will (.) und ich glaub da sind wir son stück weit gescheitert an diesem anspruch; (1) den haben wir nicht so realisiert; also wir geben jetzt nicht vor wieviel jeder nehmen soll aber wir definieren es halt SCHON n stück weit in dem wir sagen das ist diese woche geERNTET worden das geht in den verTEILpunkt, die menge, und das entspräche der menge pro mitglied (.) und viele HALten sich halt an diese angaben“

Ein Punkt, der in diesem Abschnitt auch herauskommt, ist die Differenz zwischen der Vision eines idealen Projekts und den tatsächlichen Gegebenheiten, die das Eingehen von Kompromissen erfordern. Auch wenn der Anspruch, dass jede/r so viel an Gemüse nimmt, wie er oder sie braucht, und dafür so viel bezahlt, wie er oder sie kann, bestand – er konnte nicht umgesetzt werden, da die sozialen Realitäten der Menschen und die organisatorischen Anforderungen zu groß sind. Das tut dem Projekt aber keinen Abbruch – stattdessen sind die Interviewten begeistert davon, was sie alles erreicht haben.

Ein besonders wichtiges zentrales Motiv beider Interviews ist das der Interdependenzen und der Ganzheitlichkeit. Ein Ziel der GC ist es, die Trennungsstrukturen auf verschiedenen Ebenen, sowohl zwischen Stadt und Land als auch zwischen Lohnarbeit und Freizeit, aufzubrechen und damit die Strukturen zu lockern, die dazu beigetragen haben, die vielfältigen Krisen hervorzurufen. Es geht für sie darum, die gegenseitige Abhängigkeit voneinander hervor zu heben und Gegensätze aufzulösen. Dies kommt besonders stark in der Antwort auf die Leitfrage nach der Bedeutung des Lebens in der Stadt und auf dem Land zum Ausdruck. So sagt A: „un:= s is halt irgndwie n stück weit ne symbiose ich brauch son bisschen BEIDES“, er brauche sowohl die in der Stadt stattfindenden interessanten sozialen Prozesse als auch die Ruhe auf dem Land und den Kontakt zur Natur, um sich zurückziehen zu können. Daher hält er sich einerseits viel auf dem GC-Gelände in Tunsel auf, andererseits aber auch viel in der Stadt, wie er in der folgenden Textstelle verdeutlicht:

(A): „ANdrerseits BRAUCH ich halt relativ:= die sachen die in der

STADT STATTfinden, =so grad so soZIALE interessante proZESSE, und OFFENE menschen die für neue sachen OFFEN sind, (.) äh: das is: halt AUCH wichtig wenn man versucht nach alternativen (.) zu dem jetzigen way of life zu SUCHen. (...) un:d najA im ENDeffekt bräuchte ich kein:e zweihundertZWANZig tausend menschen in freiburg? sondern eher: (.) =die paar HUNdert die halt die interessANTen davon sind, (1) aber: (.) so was FINdet sich halt in der stadt EHER:"

Die Stadt wird als Ort, an dem soziale Prozesse des sich Zusammenfindens und Ausprobierens stattfinden, konzeptualisiert. Nur in der Stadt können Alternativen entwickelt werden. In der Stadt finden sich die Leute zusammen, die Interesse an einem Projekt wie der GC haben. Gleichmaßen wichtig ist aber auch die Verbindung zum Land:

(A): „grad wegen diese:r diskussION wie kann man =neue (.) LEBENSweisen auf=BAUN? is halt die verBINDung zwischen stadt und land halt verdammt WICHTig, weil halt ne stADT, sich nur schwer zum beispiel selbst erNÄHRn kann“

A betont, dass auch die StadtbewohnerInnen vom Land abhängig sind, weshalb es wichtig sei, besonders die Stadt-Land-Verbindungen zu stärken. Nur so bekommen nämlich auch StadtbewohnerInnen wieder einen Bezug zur Landwirtschaft und ein Gefühl dafür, wie aufwendig der Prozess der Nahrungsmittelproduktion eigentlich ist. Dieser Bezug ist wiederum eine notwendige Bedingung dafür, dass sich Lebensstile ändern können und nachhaltiger werden. B findet es jedoch ebenso wichtig, in der Stadt zu wohnen, auch um sich einfacher mit den GC-Mitgliedern treffen zu können und Aktionen machen zu können. Sie betont aber ebenfalls, dass auch für Leute auf dem Land ein Bewusstsein für die landwirtschaftliche Produktion nicht selbstverständlich sei:

(B): „aber: ich würd jetzt sagen auch die in tunsel aufwachsen total aufm land da is nur mais drum rum die ham AUCH keine ahnung wie ne kartoffel wächst oder ne tomate; [mhm] (1) und deswegen glaube ich fast dass die menschen die in der STADT wohnen und sich damit beschäftigen viel eher: (1) da beZUGSpunkte haben als leute die auf dem LAND wohnen; es is immer so OH wenn kinder aufm land aufwachsen dann kenn' die das alles die kenn' überHAUPT nichts also weils keine KÜHE mehr gibt, die rumlaufen und keine VIELfalt mehr, und [mhm] (.) deswegen find ichs auch GUT dass jetzt auch (.) n paar leute aus der umGEbung in der coop sind; weil grad auch diese verKNÜPFungspunkte in der gegend halt ich für SEHR wichtig, dass das nicht nur so die ströme von freiburg da hin kommen und wieder zurück [mhm] und das is auch alles so (1) abgekapselt, und wenig offen, sondern dass dich das son bisschen mischt“

Insgesamt geht es darum, sich mit natürlichen Prozessen zu beschäftigen, die „Vielfalt“ zu fördern und ein neues Bewusstsein dafür zu entwickeln. Interessanterweise betont B die Bedeutung der Vielfalt auch im Hinblick auf die Mitgliederstruktur der GC. Die „Verknüpfungspunkte“ lassen sich bereits als Hinweis auf die von ihr als selbstverständlich betrachtete Netzwerkorientierung B's verstehen. Indem Menschen aus den verschiedenen Sphären von Stadt und Land zusammen kommen, überwinden die durch die GC etablierten Netzwerke die Getrenntheit dieser beiden Bereiche.

5.4 Vernetzungen: die GC als Gemeinschaft und Teil einer Bewegung

Interessant ist, dass beide Interviewten, obwohl B erst später zur GC gestoßen ist in dem Moment, wo sie nach der Entstehung der GC gefragt werden, die gleiche 'Geschichte' erzählen. Es scheint, als habe sich eine Art 'Gründungsmythos' in der Gruppe gebildet, den auch diejenigen übernommen haben, die erst später zur Gruppe dazu gestoßen sind. Hier beide Textstellen im Vergleich zueinander

(A): „mmh: mmh: also im prinZIP die: (1) der ANstoß kam: eigentlich SCHON von (Name1) so wie ich das verSTANDen hab so wie ich das mitgekriegt hab auch, also ich hab ja zum ersten mal davon gehört da draußen wir halt im strandcafé, (Name1, Name2), weiß nich wer noch draußen rum saß:, son paar andere, übliche verdächtige, (.) ähm: und da ham se halt son bisschen davon erzÄHLT so ja selbst LEBENSmittel produziern:(...) und (.) es ist dann auch relativ GLEICH- (.) n paar wochen später sind wir dann nach genf gefahrn und haben uns dort den jardin de cocagne angeguckt“

(B): „also der (Name2) und der (Name1) und der (Name3) die waren bei jardins de cocagne in genf, (1) und ham das da halt gesehn ich weiß gar nich wie die da drauf gekommen sind dass die da hin fahrn? (.) und mein freund, der (Name4), der is halt AUCh gärtner, und der war mitm (Name2) schon befreundet, (.) und dann: (1) weiß ich noch und dann hieß es mal JA und dann gibts so ne GRUPPE und die leute warn irgendwie da in cogagne und ham sich das angeguckt und jetzt solls auch so was in freiburg geben. (.) und am anfang hab ich gedacht so OA: noch mehr GARTEN irgendwie (lacht kurz) in meiner freizeit will ich eigentlich gar nicht so viel garten machen, (1) und dann war ich aber da beim treffen, es war total NETT“

In beiden 'Geschichten' wird geschildert, dass das Dreierteam, unter ihnen A, nach Genf gefahren ist, um sich von dem dortigen Projekt inspirieren zu lassen. A beschreibt die Situation des „Rumsitzens“ im Café, in der er das erste Mal von der Idee hört, sehr szenisch, indem er die anwesenden Personen aufzählt. Die Ergänzung durch die „üblichen Verdächtigen“ verdeutlicht, dass sich die Szene in einer vertrauten Umgebung abspielt und auch die anwesenden Personen miteinander vertraut sind. Zudem unterstreicht das betont lockere Erzählen diesen Eindruck noch („und da ham se halt son bisschen davon erzählt“) und zeigt, dass es sich zu diesem Zeitpunkt um eine erste, noch unausgereifte Idee handelt. Dadurch, dass es dann aber „relativ gleich“ mit der Besichtigung des Genfer Projekts losgeht, zeigt sich, dass für A in dieser Situation dennoch die Basis für eine darauf aufbauende Entwicklung gelegt wurde.

B hingegen weiß nicht, wie die Idee entstanden ist, nach Genf zu fahren. Dies ändert jedoch nichts daran, dass sie die Fahrt nach Genf als den Ursprung der Idee ihres Projekts schildert. Ihr eigener Kontakt zu dem Projekt entsteht über ihren Freund, der mit jemandem aus der Gruppe befreundet ist. Somit sind es zunächst Freundschaftsbeziehungen, die die Gruppe prägen und zusammenbringen. Die Kontakte zu dem Genfer Projekt bestanden schon zuvor. Die Vernetzung mit anderen Projekten war von Anfang essentiell für die Entwicklung der GC. So sagt A: „(Name1) hatte eben schon VORher davon geHÖRT, über irgendwelche (.) people globals action (.) PGA (.) ähm kontAKTE dass es das eben GIBT.“ Die

Kontakte werden nicht genauer beschrieben („irgendwelche Kontakte“), laufen stattdessen eher dauerhaft im Hintergrund mit. Zum Gruppenmythos gehören offenbar auch die Begeisterung und das große Interesse derjenigen, die zu den ersten Informationsveranstaltungen kamen.

(A): „beim ersten treffen warn dann gleich achzig leute (...) und wir mussten achzig weg schicken weil se nicht mehr reingepasst haben (I lacht anerkennend) ähm ja das war sehr spannend. aber dann war ich dann muss ich sagen war ich auch n halbes jahr in costa rica (...) hab da aber über die mailingliste weiter mit verfolgt war aber eben an diesem ersten treffen (...) nicht da, aber das feedback scheint gigantisch gewesen zu sein also allein schon von den zahlen die gekommen sind die wir wegschicken mussten ...“

Interessant ist hier, dass A sich selbst in das „wir“ mit einschließt, wenn er sagt, dass „wir achzig Leute wegschicken mussten“, obwohl er selbst sich zu diesem Zeitpunkt in Mittelamerika befand. Daraus lässt sich schließen, dass er sich so fest in der Gruppe verankert fühlt, dass er sich in die Erzählung einschließt, als wäre er dabei gewesen, aber auch, dass ebenfalls dieses Treffen zu einem Teil des Gruppenmythos geworden ist, den die Gruppe als ihre Geschichte begreift. Weiterhin zeigt sich, hier im Zusammenhang mit der Finanzierung der GC, dass auch die Unterstützung durch die Mitglieder und ihr Vertrauen in die Kerngruppe besonders wichtig waren, um das Projekt umsetzen zu können:

(A): „also wir mussten im prinZIP leute dazu bringen, (.) uns jetzt schon zu finanZIERN obwohl es noch nichts gab; die ham uns im prinzip bezahlt für nichts, (...) und das ist eigentlich schon äh n KRASSer vertTRAUensvorschuss auch gewesen“

Der „Vertrauensvorschuss“ der Mitglieder hat die Kerngruppe in ihrem Vorhaben bestärkt und dafür gesorgt, dass das Land gepachtet werden und der Gemüseanbau starten konnte. Hier werden somit die innere Verbundenheit und das gegenseitige Vertrauen der Mitglieder als Voraussetzung für den Erfolg des Projekts beschrieben. Schließlich waren die Mitglieder nur deshalb bereit, ihr Geld zur Verfügung zu stellen. Woher kommt aber dieses Vertrauen? B sieht ein hohes Gemeinschaftsbedürfnis der Mitglieder als Grund dafür an, in der GC mitzumachen und wundert sich über die Verbundenheit der Mitglieder mit dem Projekt:

(B): „ich glaub auch die leute sind DESwegen auch in der coop, (.) also da fragt man sich ja schon immer so (.) hä, warum KOMMN die jetzt immer? (.) also weil (.) ich verdien da mein GELD mit, und (.) ahm (2) JA, ich finds (.) schon cool warum die leute KOMMen man FRAGT sich (.) also eben; warum KOMMT ihr jetzt, und (.) die machen das ja NICH nur damit sie gemüse kriegen; sondern weil sie halt das bedürfnis nach gemeINSchaft haben; und nach LEUTEN die das gleiche DENKen, und so, (.) dass ist ja dann schon immer (1) auch TOLL dann neue LEUT kennen zu lernen, (.) und ich glaub das bedÜRfnis; das war einfach auch total HOCH (1) das FEHLT scheinbar; irgendwie. (.) in der gesellschaft. und dann auch so VIELE menschen; also (.) zweihundertsechzig LEUTE (.) ich find das immer WAHnsinn wenn man dann irgndwelche: (.) verANstltungen ham wo SIEBZIG sind, und ich denk GOTT das is jetzt das VIERfache (.) was: JEDE woche das gemÜSE kriegt so. (mhm) (1) und auch die MÖGlichkeit sich zu verNETZen: (.) und Infos auszutauschen“

In diesem Zusammenhang ist es interessant, wie sie sich selbst wahrnimmt und ihre Überwältigung („ich find das Wahnsinn“) angesichts des hohen Interesses der Mitglieder beschreibt. Sie selbst

arbeitet für die GC und verdient ihren Lebensunterhalt damit, fragt sich aber danach, woher die Motivation der anderen rührt. Wenn sie fragt „warum kommt ihr jetzt“ weist sie damit auf das unterschiedliche Verhältnis der Mitglieder und des Anbauteams zum Projekt hin, denn sie unterscheidet zwischen „wir“ und „ihr“, also zwischen Mitgliedern und Anbauteam oder Kerngruppe. Ihre Erklärung für das Interesse der Mitglieder an der GC bezieht sich auf ein Gemeinschaftsbedürfnis, das befriedigt werden will. Diese Gemeinschaft zeichnet sich für B darin aus, dass neue Kontakte geknüpft werden, sich vernetzt wird und Informationen ausgetauscht werden. Diese Vernetzung soll aber nicht nur innerhalb der GC stattfinden, sondern auch darüber hinaus, für A ist die Vernetzung mit anderen Projekten und das Weitergeben von Erfahrungen Teil seiner GC-Arbeit: „dann ging viel- und ich hab dann viel netzwerken- (.) also viel genetworkt auch auf europÄischer ebene war viel unterwegs (1) bin immernoch viel unterwegs“. Damit sehen sich die Interviewten als Teil einer vielfältigen Bewegung an, die aber nicht genauer benannt wird. Auch auf der Website beschreibt sich die GC als Teil einer Bewegung. Die Erfahrungen, die einige GC-Mitglieder bereits in anderen Projekten gemacht haben, werden von beiden InterviewpartnerInnen von als besonders wichtig für den eigenen Prozess angesehen. So sagt A:

(A): „wir hatten auch das glück: ähm dass wir vor allen (Name7) hatten, der: äh (2) sich- oder andere leute auch, die schon viel in sozialen bewegungen WÄren: und- ähm auch intern ne kommunikatiON und entSCHEIdungsfindung eher DRIN hatte“

Kompetenzen für Kommunikations- und Entscheidungsfindungsprozesse werden offenbar als Fähigkeiten verstanden, die eingeübt und trainiert werden müssen, damit sie in einer großen Gruppe funktionieren. Damit handelt es sich um einen Gruppenlernprozess. Die Erfahrungheit einiger Personen in diesem Bereich wird wertgeschätzt, da sie ihre Erfahrungen in die Gruppe einbringen können. Durch das längerfristige aktive Mitwirken in der GC gewinnen dann auch die zuvor Unerfahreneren an Erfahrungswissen. B betont, dass sich ihr Wissen über Gruppenprozesse und Diskussionsverfahren durch ihr Mitwirken vermehrt habe und auf diesem Gebiet eine persönliche Entwicklung stattgefunden hat: „also ich hab eintlich sehr viel geLERNT da un so. (.) hab eintlich SEHR viel gelernt und- was konsens:entscheidungen und entscheidungsfindung (...) anbelangt.“ Das betonte „sehr“ unterstreicht das Empfinden einer persönlichen Weiterentwicklung durch das gemeinsame Vorgehen als Gruppe noch.

Im Verlauf der Interviews wird immer wieder auf die interne Diversität und die Vielfalt innerhalb der GC verwiesen. B erzählt begeistert, dass verschiedenste Menschen mit ganz unterschiedlichen Wünschen und Bedürfnissen es schaffen, ein gemeinsames Projekt auf die Beine zu stellen und dass eine „ganz besondere Stimmung“ geherrscht habe:

(B): „und dann son HÖHEpunkt fand ich auch da war ich dann gar nicht so: mehr so eng daBEI, aber (.) ähm: die ERSTE MITgliederversammlung

im grether, (.) das war dann halt- dann hat man ma geSEHN wer alles DA: is, (.) und (.) das war dann halt so TOLL weil da warn studenten und ÄLTere leute und MÜTTER mit kleinen KINDern (.) und (.) irgendwie so GANZ verschiedene LEUTE, (.) und es war so ne (.) GANZ besondre STIMMung irgndwie so. [(mhm) (.) man dachte ja COOL jetzt gehts LO:S, und (.) ähm (.) obwohl es um GELD ging, wars irgendwie doch total nett“

Auch A verweist auf die interne Diversität, die sich in unterschiedlichen Interessen und Prioritäten ausdrückt, wenn er sagt „jeder hat so seine kleinen Projekte“, gleichzeitig verdeutlicht er auch, dass es Raum für die verschiedenen Interessen und Bedürfnisse gibt. A's Projekt ist momentan z.B. die Errichtung eines Hühnerstalls für die GC.

(A): „mh- ich glaub da hat auch jeder son bisschen (1) seine kleinen projekte, die er gerne verwirklichen würde- würde. also ICH bau grad diesen HÜHnerstall mit n paar andern leuten.“

Der Erfolg der GC lässt sich daher zum Teil einerseits damit verbinden, dass verschiedene Leute die Möglichkeit haben, ihre verschiedenen Projekte zu verwirklichen und aber auch damit, dass sich die Intensität des Engagements für das Projekt flexibel den jeweiligen Bedürfnissen und Lebensumständen anpassen lässt. Diese Flexibilität wird auch durch die Virtualisierung des Prozesses ermöglicht. So hat A dank der Mailingliste, über die der interne Informationsaustausch stattfindet, die Möglichkeit, auch wenn er nicht da ist, die Entwicklungen mitzuverfolgen. Die Protokolle aller Treffen sind im internen Bereich der GC-Website für alle Mitglieder einsehbar und auch die Koordination der Arbeitseinsätze und der Gemüseverteilung wird über die Website organisiert. A beschreibt in folgender Textstelle, dass es auch möglich ist, anfangs dabei zu sein, sich dann eine Zeit lang aus dem Projekt zurückzuziehen, und nun wieder intensiv mitzuarbeiten⁴:

(A): „also (Name16) und (Name17) waren anfangs auch sehr aktiv in den ersten anderthalb jahn als es dann ans arbeiten ging oder= ans umsetzen der= kooperative waren sie dann nich mehr so dabei weil se hat beide gärtner sind und in der ausbildung warn und jetzt- (Name16) arbeitet bei Pilus und (Name17) arbeitet jetzt wieder bei uns also seit diesem Jahr ist sie wieder dabei“

Auch B nimmt diese Flexibilität als besonders wichtig und wohltuend wahr:

(B): „und es sind ja auch eben immer leute geKOMMEN und geGANGEN und es war eigentlich auch immer ok wenn man sagt ich zieh mich jetzt zuRÜCK.(1) weil es wa:r auch bei MIT so (1) dann irgnd n PUNKT wo zwar für DIE leute mehr arbeit kam aber wo ich selber gemerkt hab ich kann mich überhaupt nich mehr grad EINbringen; die ausbildung verlangt so VIEL von mir und (.) ich brauch einfach mal was ANderes, und das hab ich dann gesagt und das war auch voll OK und da einem keiner den vorwurf gemacht, also du warst jetzt von anfang an dabei und wir s-wir ham jetzt STRESS und du musst jetzt MITmachen das war überHAUPT nicht“

Die Kerngruppe der GC passt sich damit den Lebensumständen und Bedürfnissen der einzelnen an, ein „kommen und gehen“ und ein „sich zurückziehen“ ist möglich. Für B scheint das überraschend und ihren vorherigen Erfahrungen widersprechend zu sein. Besonders wichtig ist hier, dass es Personen mit verschiedenen Bedürfnissen und Wünschen ermöglicht wird, „ein Teil“ der Gruppe zu sein. Dennoch wird unterschieden zwischen denjenigen, die „von Anfang an dabei waren“ und „viel

⁴ mit „Name17“ ist Interviewperson B gemeint.

Zeit auf dem Hof verbringen“ und denjenigen, die „sich weniger einbringen“.

Die Heterogenität der Gruppe und die unterschiedlichen Wissensstände erzeugen aber auch Konflikte. Die GärtnerInnen, die bei der GC arbeiten, sorgen dafür, dass der Anbau professionell abläuft und dass durch ihr Wissen die ausreichende Gemüseproduktion auch tatsächlich gewährleistet ist. Dies ist auch für das Vertrauen der Mitglieder in die GC wichtig. Insbesondere in der Phase der Mitgliedersuche war diese Professionalisierung der GC laut A von enormer Bedeutung, um die interessierten potenziellen Mitglieder von dem Vorhaben zu überzeugen. Dies wird sowohl von A als auch von B als Gewährleisterin dieser Professionalität ähnlich gesehen.

(A): „dann war auch wichtig dass wir die hatten und die halt auch diese professionalisierung [mhm] voran getrieben haben (.) und gesagt wir brauchen leute (.) die angestellt sind, die sich um den anbau kümmern damit das auch gut läuft.“

Dass die GC nicht nur ein Projekt zum Gemüseanbau ist, sondern dass soziale Vernetzung und Freundschaftsbeziehungen für die aktiv Beteiligten besonders wichtig sind, zeigt sich daran, dass die auch 'privat' gerne Zeit miteinander verbringen und sich bewusst Zeit dafür nehmen, in der nicht gearbeitet wird:

(A): „sone hütte im elsass, wo viele aktive zusammen gekommen sind, das war spannend: (.) da war da halt echt mal n paar: tage einfach zusAMMEN, n wochenende; warn auch spaZIERN und: abends n BIERchen getrunken und: s war halt kei- explizitit KEIN arbeitstreffen. (.) und das war GUT und fruchtbar eintlich glaub ich.“

Durch die Betonung, dass es sich explizit nicht um ein Arbeitstreffen gehandelt hat, scheint allerdings auch durch, dass es bei den allermeisten Treffen um Arbeit geht. Für die Interviewten ist das Projekt eine Herzensangelegenheit, weshalb es auch schwer ist, sich abzugrenzen und sich nicht mit der Arbeit für das Projekt zu überlasten. A hat offenbar Schwierigkeiten, andere Interessen mit seinem Engagement für die GC zusammen zu bringen. Er sieht es deshalb als notwendig an, in Zukunft seine Aufgaben auch an andere Leute zu delegieren und sich langfristig selbst „überflüssig“ zu machen, um das Überleben des Projekts unabhängig von bestimmten Personen zu machen.

(A): „ich merk dann halt auch SCHON, sobald ich mal zeit für was anderes mitbring, (.) fehlt mir die zeit [mhm] bei der gartencoop. ich kann nich mehr die- (.) das engageMENT einbringen das ich gerne würd.“

A sagt auch, dass seine Freunde und Bekannten überwiegend selbst in der GC sind oder eigene Projekte verfolgen. Außenstehenden fällt es offenbar schwer zu verstehen, worum es ihm geht und verbleiben damit in einer gewissen Distanz. Damit grenzt ihn die GC auch von anderen und nach außen ab.

(A): „viele sind- stecken halt irgendwie auch drin: ha- also entweder sind sie in der gartencoop aktiv oder machen irgendwelche projekte in ANDern städten: (2) leute die: noch nichts damit zu tun haben, (1) s isch- ja die findens irgendwie SPANnend, hart, toll n proJEKT, cool, ihr macht irgendwie ernÄHRung und irndwie versuchter s: selbstimmt AUFzubaun: (2)(...) aber wenn du nicht miglied bist dann- dich nich SO viel damit beschäftigst isses: schwierig das wirklich zu begreifen. glaub ich; was DA konkret los is.“

A beschreibt hier, dass man „entweder irgendwie auch mit drin steckt“ oder aber nicht „wirklich

begreifen“ kann, worum es geht. Damit wird eine klare Grenze zwischen dem Innen und Außen der Gruppe gezogen, zwischen Mitgliedern und Nicht-Mitgliedern. Die Reaktionen der Begeisterung Außenstehender, die er hier zitiert („hart, toll, n Projekt, cool, spannend“), reichen nicht aus, denn man muss selbst mitmachen, um die GC „wirklich“ zu verstehen. Interessant ist auch die häufige Wiederholung des „irgendwie“. Damit wird auf die Unbestimmbarkeit und Unterschiedlichkeit des Engagements im Projekt hingewiesen, aber auch auf seine Flexibilität und Nicht-Festlegung: Wie genau jemand „mit drin“ steckt, lässt sich nicht sagen.

Die Teilhabe an den Erfahrungen anderer Projekte wird von den Interviewten als für den Entwicklungsprozess der GC äußerst wichtig bezeichnet. So bekam die GC entscheidende Tipps von einem anderen Projekt für die Landsuche, insbesondere die Kommunikationsstrategie mit den Landbesitzern betreffend:

(A): „aber dann sind wir halt da auch AUFgelaufen ham gesagt so wir ham hier sone idee, mit äh kollektiver LANDwirtschaft und das war dann natürlich erst mal VOLL n griff ins klo; also das haben wir dann auch- (.) also ich glaub anfangs sind wir da n bisschen offenSIVER aufgetreten und ham irgendwie schon auch gleich versucht unsre ideen mit REIN zu bringen in die ersten gespräche, aber das haben wir relativ schnell sein lassen, auch auf anraten von anderen projekten also im endeffekt ist dann der (Name8) hingegangen, =hat gesagt er is n junger GÄRTner und würd gern ne gärtnerie gründen, und er hat da so n paar leute die würden ihm das gemüse ABkaufen, also das= der absatz wär kein problem und ähm ja son bisschen gemÜSEkistemäßig aber einfach dass es nicht gleich son schlag ins geSICHT wir machen die revolution“

Um das eigene Ziel zu erreichen, muss offenbar pragmatisch vorgegangen werden. Die eigene Kommunikationsstrategie wird auf die Empfehlung hin an die Erwartungen oder Befürchtungen des Gegenübers angepasst, um ihm „nicht gleich so einen Schlag ins Gesicht“ zu verpassen und Revolutionsbefürchtungen entgegen zu wirken. Die erste Strategie hingegen war „ein Griff ins Klo“, hat nicht funktioniert, weil die Relevanzsysteme der Kommunikationspartner zu unterschiedlich waren. Auch hier geht es damit um den Gruppen-Lernprozess, der oben bereits beschrieben wurde.

Auch die Weitergabe von Erfahrungen und die Idee, andere zur Verwirklichung ähnlicher Projekte anzuregen ist für beide von besonders großer Bedeutung. So berichtet B z.B. vom positiven Feedback, das sie als Expertin durch ihre Anwesenheit bei dem Gründungstreffen einer anderen Kooperative erfuhr (siehe oben). Für A ist es ein zentrales Anliegen, andere zu inspirieren:

(A): „da n system- an nem system zu arbeiten, an dem andere sich orientieren können. (2) und wo andere inspiRIERT (1) sein können. also wir machen natürlich kein system das man kopieren kann oder einfach überall wieder aufziehen kann: dafür ist landwirtschaft und soziale kontexte viel zu- (2) ähm diVERS: (1) =muss das natürlich immer anpassen“

Dadurch, dass A von der Erarbeitung eines „Systems“ spricht, verdeutlicht er, dass es sich für ihn um ein Konzept handelt, das zwar jeweils an die konkreten Bedingungen angepasst werden muss, aber dennoch in verschiedenen Kontexten anwendbar ist und die GC als ein Beispiel dessen

konkreter Ausgestaltung für andere Projekte dienen soll. Ihm geht es darum, das eigene Projekt zu stabilisieren und die Erfahrungen, die darin gemacht wurden, zu dokumentieren und weiter zu tragen.

Beide Interviewten schildern die Prozesse der Kommunikation, Informationsverbreitung und Organisation als größtes Problem in der GC. Durch die basisdemokratische Funktionsweise kann eine Entscheidung nicht einfach getroffen werden, sondern es muss dazu ein Konsens in der Gruppe erzielt werden. Das wird von B oft als anstrengend erlebt:

(B): „ich so gut klappt dann AUCH so die kommunikation. weils dann DOCH (.) viele sachen sind, (.) die einfach so ANstrenGend sind. also wo man ganz oft (.) E:mail schreiben muss oder telefoNIERN:, und (.) wenn jemand an uns ne ANfrage sendet, dann weiß er oft gar nicht was das beDEUTet, weil wir dieskuTIERN das, a=wir (.) müssen das erst mal lesen, dann diskuTIERN wirs, (.) vielleicht auch zwanzig minUTen, (.) in der MITTAGSpause, (.) und dann muss jemand ANTworten,(...) (.) für die person, die will das einfach nur WISSEN? und schreibt halt schnell ne email“

In dieser Beschreibung bezieht sie sich auf Anfragen, die z.B. per Email an das Anbauteam gesendet werden und nicht einfach von einer Person aus dem Team beantwortet werden können, ohne Rücksprache mit den anderen zu halten. Zunächst muss eine Information verbreitet werden („wir müssen das erst mal lesen“), dann wird darüber diskutiert, was manchmal sehr viel Zeit erfordert, die eigentlich dafür nicht zur Verfügung steht („Mittagspause“), bevor schließlich eine Entscheidung getroffen werden kann. Mit wie viel Aufwand eine Entscheidung jeweils verbunden ist, wird denjenigen, die sich außerhalb dieses Prozesses befinden, offenbar nicht immer bewusst. Obwohl innerhalb der GC versucht wird, allen einen reibungslosen Zugang zu den Informationen zu gewährleisten, insbesondere dadurch, dass alle Informationen und Protokolle auf der GC-Internetseite gebündelt werden, um Informationshierarchien weitgehend aufzulösen, bezeichnet A dies als Problem innerhalb der GC: „ich denke wir unterhalten uns n bisschen WENig oder ZU wenig über: (2) MACHTstrukturen oder entSCHEIdungsprozess- wie wird sch- wie geSTALten wir entscheidungsprozesse“. Den Grund für die Existenz der „Machtstrukturen“ dafür sieht er in der unterschiedlichen Informiertheit der verschiedenen Personen durch mangelnde Eigeninitiative, denn wer selten an den Treffen teilnimmt, die Sitzungsprotokolle nicht liest und wenig auf dem Hof arbeitet, kann vieles auch nicht richtig einschätzen. Im folgenden Ausschnitt geht es um die heftig geführte GC-interne Diskussion, ob außer den GärtnerInnen auch noch einige andere für ihre organisatorische Arbeit für die Kooperative bezahlt werden sollen, um ihnen zu ermöglichen, diese Aufgaben zu übernehmen. Denn ansonsten müssten diese Personen wahrscheinlich einer Erwerbsarbeit nachgehen und könnten sich nicht mehr ihren GC-Aufgaben widmen.

(A): „weil da sind halt auch wieder die: gewissen hierarchIEN da, ne auch wenn man: versucht das so hierarCHIEfrei wir möglich zu machen,

aber als MITglied das sich NICHT auf kokos beteiligt und NICHT alle protoKOLLE liest, (.) und äh NICHT OFT aufm hof ist, kannst du eben nicht EINSchätzen ob diese arbeiten gemacht werden können oder nicht, es is ja sogar für UNS schwierig gewesen, das einzuschätzen"

Auch hier fällt auf, dass unterschieden wird zwischen einem inneren Kreis („uns“) als denjenigen, die sich sowohl auf dem Hof als auch auf den Sitzungen und darüber hinaus intensiv engagieren und 'dem' prototypischen, sich wenig informierenden Mitglied. Das Ziel der Hierarchiefreiheit wird daher für A nicht erreicht, was er als Problem ansieht:

(A): „und das ist halt son bisschen ne ANsatzfrage ne, willst du dirs EINFach machen, dann machstes SO? (.) oder versuchste halt n proZESS in gang zu bringen. (.) und mit dem proZESS in gang bringen also wir ham uns dann für DIE option so entschieden eher, um son bisschen mehr partizipaTION mitzubringen, aber es is halt (.) SCHWIERICH in nem haufen von zweihundert leuten, dann zweihundertSECHzich, dann diese entSCHEIDungsprozesse zu treffen weil sich leute halt (.) NICHT so sehr EINbringen? (.) und dann relativ schlecht informiert sind"

Das „in Gang bringen“ eines Prozesses steht hier vermutlich für den Versuch, die Mitglieder bei den wichtigen Entscheidungen trotz der fehlenden Informationsgrundlage mit einzubeziehen. Die Bezeichnung als „Prozess“ deutet darauf hin, dass es sich für A dabei nicht um einen zu erreichenden Zustand handelt, sondern vielmehr permanente Auseinandersetzung erforderlich ist.

Auch B thematisiert diese Hierarchien, wenn auch auf eine etwas andere Art und Weise, denn sie hat das Gefühl, dass im Falle eines Konfliktes „eigentlich schon drauf geachtet“ wird, nicht die Meinung einer Minderheit zu übergehen. Sie beschreibt einen Konflikt bei einer Mitgliederversammlung:

(B): „!JA! eigentlich auch bei der mitgliederversammlung auch bei der letzten, da war dann mal so ne situatION! wo man das ge=fü- gefühl hatte=so=oka:y? die wolln anderen leuten so sagen ha jetzt sag !JA! und dann hat auch jemand gesagt hEY wir wollen das KONSensprinzip und es sollen KEIne entscheidungen DURCHgedrückt werden nur weil man jetzt hier ZEHN minuten lÄ:nger sitzt also da wird eigentlich auch schon drauf geACHTet. und das ist auch ganz vielen? ganz WICHTig. dass das EINgehalten wird. [mhm] und (.) =klar=manche sachen sind so bei irgendwelchen VORständen, dass wird dann mit der HAnd gehoben aber so GRUNdsatzdiskussion das soll eigentlich schon im konsens passiern.“

Auffällig ist hier, dass ebenfalls der Zeitfaktor eine wichtige Rolle einnimmt. B ist es wichtig, sich Zeit zu nehmen für die Diskussionen, aber auch, dass die Regeln, die die Gruppe sich selbst gegeben hat, eingehalten werden. Während die „Vorstände“ unbestimmt bleiben („irgendwelche“) und ihre „Sachen“ durchgewunken werden, sie also eine weniger zentrale Rolle einnehmen, scheint es von großer Bedeutung für sie, dass bei Grundsatzdiskussionen so entschieden wird, dass alle einverstanden sind („im Konsens“).

7. Fazit und theoretische Rückbindung

In diesem Schlusskapitel werden die wesentlichen Forschungsergebnisse zusammengefasst und mit dem Theorieteil in Verbindung gebracht sowie weitergehende Forschungsfragen aufgeworfen.

Für beide Interviewten ist die Selbstinszenierung als autonome, unabhängige und handlungsmächtige Individuen besonders wichtig. Für sie hat es eine enorme Bedeutung, selbst darüber entscheiden zu können, was, wie und wann sie etwas machen und sich so wenig wie möglich an äußere Vorgaben, insbesondere der Arbeitswelt, halten zu müssen. Dies zeigt sich auch in den Strukturen der GC: Für die Interviewten nimmt auch das Sich-unabhängig-Machen der GC von wirtschaftlichen Zwängen einen wichtigen Platz ein. Ihre Arbeit für die GC wird von ihnen als sinnvoll und sinnstiftend erlebt, da sie mit den eigenen Werten, z.B. dem Wunsch nach Freiheit und Unabhängigkeit zusammen passen und die Ergebnisse ihrer Arbeit für sie direkt erfahrbar sind. Dies funktioniert in beide Richtungen: Einerseits spiegeln die Strukturen und die Funktionsweise, beispielsweise das Anstreben eines geschlossenen Hofkreislaufs oder die von den Banken unabhängige Finanzierung der GC, den Wunsch nach größtmöglicher Unabhängigkeit wider, andererseits scheinen die Interviewpartner durch ihr Engagement in der GC auch eine Entwicklung zu mehr Unabhängigkeit durchlaufen zu haben. Damit prägt ihr Engagement in der GC auch ihre persönlichen Ziele und bringt sie in ihrer individuellen Entwicklung voran, was sich z.B. an B's Ziel, ein ähnliches Projekt an einem anderen Ort zu gründen, festmachen lässt. Das positive Feedback und die Unterstützung durch die Mitglieder haben offenbar eine große Bedeutung, denn dadurch zeigt sich, was die Gruppe bereits erreicht hat und dass sich für eine große Gruppe von Menschen tatsächlich viel verändert hat.

Ulrich Becks *Risikogesellschaft* lässt sich als Hintergrund für die Entstehung der GC gut nutzbar machen. Diese Diagnose passt zum Krisenbewusstsein, das in beiden Interviews zu Vorschein kommt, denn die Interviewten äußern das Gefühl, sich mit den Folgen der Modernisierung auseinandersetzen und Alternativen ausprobieren zu müssen. Dabei geht es ihnen explizit darum, konkret etwas zu verändern und nicht nur im Prozess der Reflexion stecken zu bleiben. Als informierte Gruppe, die sich z.B. mit der Thematik des Klimawandels auseinandersetzt, halten sie es für notwendig, etwas zu unternehmen. Der „institutionalisierten Nichtzuständigkeit“ begegnen sie, indem sie sich unabhängig von institutionellen Zusammenhängen machen und sich ihr eigenes Projekt aufbauen, das nach ihren eigenen Regeln funktioniert. Dem Wunsch nach „Sicherheit in einer unsicheren Welt“ setzen sie zumindest im Bereich der Ernährung ein eigenes Konzept entgegen, in dem anstelle unpersönlicher globaler Marktbeziehungen, die nicht zu überblicken sind, persönliche Kontakte und ein Mitentscheidungsrecht für alle stehen. Die GC ermöglicht, die Folgen des eigenen Handelns direkt zu erleben und vermittelt damit Sinn. Die meisten Mitglieder nehmen am Anbauprozess von Anfang an teil und kennen den Weg zumindest eines Teils ihrer

Nahrungsmittel bis in ihre Küche. Indem sie sich explizit dem Gedanken des wirtschaftlichen Wachstums und damit einem zentralen Paradigma der ersten Moderne durch ihre Fokussierung auf Subsistenz widersetzen, schaffen sie sich durch ihr eigenes Wissen und ihre eigene Kraft eine eigene Sicherheit.

Obwohl sich beide Interviewten am Ziel der langfristigen Stabilisierung und Bewahrung des Projekts orientieren, lässt sich von einer „projektiven Integration“, von „sozialen Bindungen auf Zeit“ sprechen. B hat beispielsweise langfristig vor, ihr eigenes Projekt aufzubauen und hebt auch besonders hervor, dass sie es als sehr angenehm empfunden hat, sich im Aufbauprozess des Projekts wegen anderer Verpflichtungen zwischendurch zurückziehen zu können. Auch A fokussiert zur Zeit das nächste Projekt in Lateinamerika. Die Zusammenarbeit zwischen denjenigen, die Landwirtschaft betreiben und denjenigen, die als StädterInnen damit eigentlich wenig in Kontakt kommen, lockert die „sorgfältig etablierten Grenzen“ der ersten Moderne auf. Dass sich die GC als sehr politisches Projekt begreift, lässt sich mit Becks Hoffnung auf „eine beispiellose politische Dynamik“ und „mündige Bürger“ in Verbindung bringen. Die GC macht sich unabhängig, indem sie sich selbst zu ExpertInnen machen, z.B auf dem Gebiet des Gemüseanbaus, des Haltbarmachens von Nahrungsmitteln, der Sortenvielfalt und der CO₂-freien Logistik. Der Enttraditionalisierung begegnen sie auch, indem sie alte Techniken wieder beleben und an ihre heutigen Bedürfnisse anpassen.

Bruno Latour fokussiert die Überwindung der Trennung von Natur und Gesellschaft und eine demokratische Auseinandersetzung mit Problemen, die durch diese Trennungsstruktur entstanden sind. Dies lässt sich ebenfalls mit der GC in Verbindung bringen: für die GC ist Ernährung sehr politisch. Dadurch, dass die eigene Abhängigkeit von der Natur direkt erfahren wird (beispielsweise durch das Erleben der Abhängigkeit der Landwirtschaft vom Wetter und von der Bodenbeschaffenheit), wird ein Naturverständnis gefördert, das Latour vermutlich als „nichtmodern“ bezeichnen würde. Auch die Subsistenzorientierung und die Idee, altes Wissen zu bewahren und wieder nutzbar zu machen, würden für Latour vermutlich Schritte in diese Richtung darstellen. Es geht für die GC darum, neue Wege zu gehen, anstatt die Lösung für ökologische Probleme in den altbekannten Institutionen zu suchen. Dabei liegt ein Fokus der GC auf der Nicht-Getrenntheit oder Ganzheitlichkeit, die auch bei Latour zentral ist, indem die Einsicht umgesetzt wird, dass die Art wie und wovon wir uns ernähren beispielsweise auch einen Einfluss auf das Klima und die Artenvielfalt hat.

Die von Boltanski/Chiapello identifizierte kapitalistische Rechtfertigungslogik der „cité par projets“ passt hervorragend zum projektbezogen Handeln der Interviewten. Die Diagnose, dass die Grenzen zwischen persönlicher und beruflicher Aktivität durch die neue „vernetzte Gesellschaftsordnung“ zunehmend verschwimmen würden, lässt sich in Bezug auf die GC klar bestätigen, schließlich verbringt B auch gerne ihre Wochenenden in Tunsel und auch A stellt fest, dass ihm die Zeit, die er

mit anderen Aktivitäten verbringt, dann wieder für die GC fehlt. Die starre Trennung zwischen Lohnarbeit und Freizeit wird von den Interviewten abgelehnt, auch die privaten Kontakte lassen sich nicht unbedingt klar von GC-Aktivitäten trennen. Boltanski/Chiapello weisen darauf hin, dass diese Entgrenzung problematisch ist, da die Strukturen so weniger klar zu identifizieren, zu fassen und damit auch schwer zu kritisieren sind. Dass diese Vermischungen womöglich problematisch sein könnten, wird hingegen von den Interviewten nicht so wahrgenommen. Es ist z.B. vorstellbar, dass es dadurch leicht zur Überlastung von Personen, die besonders engagiert sind, kommen kann. Gerade der pragmatistische Ansatz lässt sich mit der von Boltanski/Chiapello beschriebenen Selbstdarstellung als „Faiseurs“, als „Macher“, welche die sich bietenden Möglichkeitsräume bestmöglich nutzen, in Verbindung bringen. Dies lässt sich zum Beispiel an B's Aussage festmachen, in der Region habe nur ein innovativer Ansatz wie der der GC eine realistische Chance gehabt, denn ansonsten wäre die Region schon mit (Bio-)Landwirtschaftsbetrieben gesättigt. Die GC nutzt also den sich bietenden „Möglichkeitsraum“ bestmöglich aus.

Boltanski/Chiapello thematisieren hauptsächlich die Rolle der Kapitalismuskritik und beschreiben die Künstlerkritik und die Sozialkritik als zwei Kritikformen, die vom Kapitalismus vereinnahmt wurden. In dem sie dies empirisch an der Analyse von Managementtexten festmachen, fokussieren sie historische Entwicklungen der Kapitalismuskritik. In diesem Zusammenhang lassen sich Überlegungen dazu anstellen, ob sich eine neue Form der zeitgenössischen Kapitalismuskritik identifizieren lässt, z.B. eine „ökologische Kritik“. Die Abgrenzung der GC von kapitalistischen Prinzipien wie der Profitmaximierung ließe sich womöglich als Ausdruck dieser Kritikform verstehen. A z.B. äußert auch starke Kritik am oberflächlichen „greenwashing“, insbesondere an der Stadt Freiburg und damit an der Vereinnahmung und Nutzbarmachung der ökologischen Kritik durch den Kapitalismus. Indem die GC sich bewusst vom kapitalistischen Wirtschaftssystem abgrenzt, versucht sie auch, der Vereinnahmung ihrer Kritik vorzubeugen. Zumindest scheint es, als wäre A sich dieser Vereinnahmungstendenzen bewusst, da er die oberflächliche Orientierung am Schlagwort „Nachhaltigkeit“ stark anprangert. Wie gut sich die GC dem widersetzen kann, wird sich erst im Laufe der Zeit herausstellen können. Dennoch lässt sich ebenfalls festhalten, dass auch die GC an die Geldwirtschaft gebunden ist, da sie natürlich finanziell auf die Einlagen und Mitgliedsbeiträge ihrer Mitglieder angewiesen ist, die innerhalb des kapitalistisch funktionierenden Systems erwirtschaftet werden, z.B. um die Löhne der GärtnerInnen zu bezahlen und Pflanzen zu kaufen. Eine vollständige Abkopplung ist also nicht möglich. Es scheint aber, als könnte die GC der Vereinnahmung der Kritik durch den Kapitalismus dadurch, dass sie sich vom freien Markt abkoppelt, möglicherweise besser widerstehen.

In Bezug auf die beschriebenen umweltsoziologischen Aspekte lässt sich eindeutig sagen, dass das Konzept der ökologischen Modernisierung, wie es unter anderem von Joseph Huber vertreten wird, den Aussagen aus den Interviews klar widerspricht und als Kontrast betrachtet werden kann. Anstatt

die Modernisierung durch Effizienzsteigerungen voran zu treiben, geht es in der GC eher darum, die eigene Lebens- und Konsumweise zu verändern, indem regional und saisonal produziert und konsumiert, sowie die Art des Wirtschaftens verändert wird. Es lassen sich jedoch viele Parallelen zum Subsistenzansatz und zum (Re-)Produktivitätsansatz feststellen. In der GC spielt die Idee der Subsistenz eine entscheidende Rolle. Insbesondere die Betonung der Bedeutung der Selbstverwaltung und Autonomie sowie der Fokus auf Lokalität und Regionalität stellen wichtige Gemeinsamkeiten dar. Auch die Tatsache, dass der Vernetzungsarbeit in der GC eine große Bedeutung zukommt, passt zum Fokus des Subsistenzansatzes auf „soziale Bewegungen“. Der kritische Blick auf die Entwicklungen, die durch die gesellschaftliche Ausdifferenzierung im Modernisierungsprozess entstanden sind, stellt ebenfalls eine Gemeinsamkeit dar. Die Ausbeutung der Reproduktionsarbeit und die damit zusammenhängende geschlechtsspezifische Diskriminierung sowie die Parallelität zwischen der Ausbeutung von Frauen und der Ausbeutung der Natur scheint hingegen in der GC kein viel diskutiertes Thema zu sein. Die „Neuerfindung“ der Ökonomie durch das Schaffen von „Möglichkeitsräumen für sozialökologische Transformationen“, wie sie vom (Re-)Produktivitätsansatz gefordert werden, beschreiben hingegen das Programm der GC gut. In Bezug auf den Nachhaltigkeitsbegriff lässt sich feststellen, dass die GC die Forderung nach einer gleichberechtigten und gemeinsamen Umsetzung ökonomischer, ökologischer und sozialer Ziele im Sinne der Nachhaltigkeit, wie sie z.B. vom WBGU gefordert wird vollkommen Rechnung trägt, indem alle drei Aspekte gemeinsam betrachtet und in einem Projekt integriert werden.

In den Interviews finden sich auch verschiedene Hinweise darauf, dass sich die GC als Gemeinschaft verstehen lässt. Hält man sich an die von Ferdinand Tönnies aufgestellten Kriterien, so kann man auf „gemeinsames Tun“ und „gemeinsamen Besitz“ zurückgreifen sowie auf die Freundschaftsbeziehungen innerhalb der GC, die bei weitem über ein reines Zweck- oder Arbeitsbündnis hinausgehen. Formell hat die GC die Form eines Vereins, was Tönnies auch in den Bereich der Gemeinschaften fasst. In Bezug auf Matthias Grundmanns Definitionskriterien von Gemeinschaften lässt sich dies ebenso feststellen, denn wie sich durch die Interviewanalyse zeigt, zeichnet sich der innere Zusammenhalt der GC besonders durch „konkrete Handlungen im Hinblick auf ein konkretes Handlungsziel“ und „gemeinsame Werteorientierungen“ aus. Die heutigen Strukturen und Regeln der GC haben sich auf der Grundlage von gemeinsamen Interessen und Werten entwickelt, was Grundmann als Charakteristikum des Gemeinschaftsbildungsprozesses benennt. B betont sogar, dass sie ein großes Bedürfnis der Mitglieder nach gemeinschaftlicher Verbindung als einen Grund für den Erfolg der GC ansieht.

In der Gemeinschaft der GC werden „alternative Modelle der Lebensführung“ ausprobiert. Wenn Grundmann schreibt, dass „gemeinschaftliche“ und „gesellschaftliche“ Tendenzen sich dabei häufig vermischen und heutige Formen des Zusammenschlusses sich häufig gerade dadurch auszeichnen, so lässt sich dies auch insbesondere in diesem Zusammenhang nutzbar machen, schließlich schätzen

einige der GC-Mitglieder vor allem, dass ihnen hochwertiges Gemüse in der Nähe ihres Wohnortes zur Verfügung steht, während andere regelmäßig einen Großteil ihrer freien Zeit auf dem Hof verbringen und die GC einen besonders wichtigen Stellenwert in ihrem Leben einnimmt. Wie unterschiedlich hoch das Interesse der Mitglieder am Geschehen innerhalb der GC ist, wird von beiden Interviewten ausführlich thematisiert. Während es sich bei der GC für die von mir interviewten Mitglieder der Kerngruppe meiner Ansicht nach eindeutig um eine Form der Gemeinschaft handelt, muss das nicht für alle Mitglieder, die sich weniger im Projekt engagieren, so sein. Dies anhand einer Mitgliederbefragung zu untersuchen, wäre interessant.

Darüber hinaus entspricht der Wunsch nach Erfahrungsweitergabe und der Inspiration neuer Projekte sowie die Selbstpositionierung der GC als Teil einer sozialen Bewegung dem von Grundmann beschriebenen „Charakter einer sozialen Bewegung“ durch eine Positionierung in der Öffentlichkeit. Das Bestreben nach einer langfristigen Stabilisierung des Projekts, das sich unter anderem durch den Wunsch, das Gelände der GC zu kaufen ausdrückt, widerspricht dagegen den Kriterien, die posttraditionalen Gemeinschaften zugeordnet werden. Die Interviewten erleben die Gemeinschaft der GC nicht als temporäres Phänomen, das primär durch intensive, einzigartige Erlebnisse geprägt ist, sondern als sich langfristig weiterentwickelndes Projekt. Dennoch zeigt sich, dass die Strukturen der GC den Einzelnen eine hohe Flexibilität erlauben, da es auch denjenigen, die viel Verantwortung tragen, möglich ist, sich zurück zu ziehen. Dies wird sowohl von A als auch von B hervorgehoben. Zudem können Mitglieder relativ einfach in die GC ein- und austreten, beispielsweise wenn ein Mitglied weg zieht. Ob Stabilität und Flexibilität sich auch langfristig gut vereinbaren lassen, wird sich dabei erst im Laufe der Zeit heraus stellen. Innerhalb der sich stabilisierenden Gemeinschaft bilden sich jedenfalls nach Meinung der Interviewten auch „Machtstrukturen“ heraus, das unterschiedlich große Engagement der Mitglieder wird von ihnen als Problem wahrgenommen.

Interessant sind hier auch die besonders von Durkheim heraus gearbeiteten Mechanismen der Vergemeinschaftung: Der von mir so bezeichnete „Mythos“ der GC-Entstehung lässt sich meiner Meinung nach als „Geschichte“ ansehen, die eine erzählerische Gemeinschaft ausmacht und der Gruppe bewusst macht, dass sie „ist“. Dazu passt auch die von B beschriebene „besondere Stimmung“ bei einer der ersten Mitgliederversammlungen, die Durkheim womöglich als Ausdruck der affektiven gemeinschaftlichen Verbindung deuten würde. Darüber hinaus lässt sich die Tatsache, dass die Interviewten erzählen, ihre sozialen Kontakte würden überwiegend mit anderen GC-Mitgliedern bzw. anderen im gärtnerischen Bereich tätigen Personen stattfinden, als Abgrenzung nach außen zugunsten der Intensivierung der gemeinschaftlichen Binnenkontakte verstehen. Auch die Begrenzung der Mitgliederzahl stellt eine solche Abgrenzung dar.

Aufgrund des begrenzten Umfangs dieser Arbeit blieb für die Darstellung einiger Analyseergebnisse kein Raum, daher wäre eine weitergehende Beschäftigung mit ihnen interessant. Ein weiteres

Ergebnis meines Forschungsprojektes sind neue Forschungsfragen, die sich erst aus der Interviewanalyse ergeben haben. Einer dieser Aspekte ist das Thema Gender in Projekten der solidarischen Landwirtschaft, wozu es im Bereich der sozial-ökologischen Forschung auch einige Publikationen gibt. Welche Strukturen bilden sich hier heraus, welche Chancen des Aufbrechens oder der Irritation dieser Strukturen ergeben sich z.B. durch die Umsetzung der direkten Demokratie? B thematisiert dies ansatzweise, wenn sie darauf hinweist, dass sie es als Frau und jüngstes Mitglied im Anbauteam schwierig findet, sich durchzusetzen und es als Herausforderung ansieht, dass auch ihre Ansicht wahrgenommen wird. Während A die Ausbildung von Machtstrukturen durch Wissenshierarchien innerhalb der GC kritisiert, scheint das Thema Diskriminierung anhand des Geschlechts in diesem Zusammenhang keine Rolle zu spielen. Dennoch versteht sich die GC als Projekt, das sehr offen ist und Hierarchien und Diskriminierung als problematisch erkennt und zu bekämpfen versucht.

Ein weiterer sehr interessanter Punkt ist die Mitgliederzusammensetzung. Was für Menschen machen bei Projekten der solidarischen Landwirtschaft mit, welche Form haben die Netzwerke, wie genau geschieht die Vernetzung der Projekte untereinander? Welche Gründe gibt es für die Ablehnung solcher Projekte? Da eines meiner Forschungsergebnisse lautet, dass sich das Interesse und die Leidenschaft für Umweltthemen und Landwirtschaft bei den Interviewten in einem längeren biographischen Prozess heraus gebildet und verankert hat, wäre eine Fundierung dessen mit Methoden der Biographieforschung ebenfalls sehr interessant. Wann und wie genau laufen hier wichtige Weichenstellungsprozesse ab? Wie zeichnen sich die Milieus aus, die von einem Projekt wie der GC angesprochen werden und warum wird ein solches Projekt von anderen abgelehnt?

Darüber hinaus wäre eine klassische Mitgliederbefragung sicherlich auch sehr aufschlussreich, um sich mit Fragen wie der nach der sozioökonomischen Zusammensetzung der GC-Mitglieder zu beschäftigen zu können. Die GC erhebt keine Daten ihrer Mitglieder. Aus welchen Milieus kommen die GC-Mitglieder, welchen Bildungshintergrund haben sie und womit verdienen sie ihren Lebensunterhalt? Auch vor dem Hintergrund, dass es immer noch klassischerweise Frauen sind, die einen Großteil der Reproduktionsarbeit übernehmen, wäre es interessant heraus zu finden, wie die Geschlechteranteile unter den GC-Mitgliedern verteilt sind und welche Gründe es für diese Verteilung gibt. Auch im Hinblick auf das Thema „Gemeinschaft“ wäre es interessant sich damit zu beschäftigen, welche Bedeutung die GC für die „normalen“ Mitglieder hat, also ob es sich für die Meisten eher um einen losen Gemüsezusammenschluss oder ebenfalls um einen wichtigen sozialen Rahmen handelt und welche Abstufungen es hierbei gibt. Dass sich aus dieser Arbeit viele weitere Forschungsfragen ergeben, ist auch eine Konsequenz daraus, dass sich die GC als Pionier versteht. Schließlich ist es die Aufgabe von PionierInnen, neue Wege auszuprobieren.

8. Literaturverzeichnis

- Adler, Frank/Schachtschneider, Ulrich** (2010): Green New Deal, Suffizienz oder Ökosozialismus? Konzepte für gesellschaftliche Wege aus der Ökokrise. München: oekom.
- Bauman, Zygmunt** (2009): Gemeinschaften. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich** (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich** (1993): Die Erfindung des Politischen. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth** (1994): Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Beule, Beate** (2009): Gutes Gemüse, gemeinsam erzeugt. Initiative sucht Mitstreiter. Artikel in der Badischen Zeitung, erschienen am 21.10.2009. Abrufbar unter: <http://www.badische-zeitung.de/freiburg/gutes-gemuese-gemeinsam-erzeugt-21274824.html>, letzter Zugriff: 21.07.2012.
- Bogusz, Tanja** (2010): Zur Aktualität von Luc Boltanski. Einleitung in sein Werk. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève** (2001): Die Rolle der Kritik in der Dynamik des Kapitalismus und der normative Wandel. In: Berliner Journal für Soziologie 11, S. 455-477.
- Brand, Karl-Werner** (2004): Strohhalme bieten keinen Halt. Kommentar 1 zu Jörg Tremmels Beitrag. In: GAIA 13, Nr.1, S. 35-37.
- Clausen, Lars** (2002): Gemeinschaft. In: Endruweit, Günter/Trommsdorff, Gisela (2002): Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart: UTB, S. 83-85.
- Enquete-Kommission** „Schutz des Menschen und der Umwelt – Ziele und Rahmenbedingungen einer nachhaltig zukunftsverträglichen Entwicklung“ (2008): Abschlußbericht. Konzept Nachhaltigkeit. Vom Leitbild zur Umsetzung. Drucksache 13/11200. Deutscher Bundestag – 13. Wahlperiode.
- Felger, Johanna/Hirte, Kathrin** (2007): Konventionalisierung des Ökolandbaus. Eine Reflexion auf die Debatte. In: Ökolandbau – mehr als eine Verfahrenslehre? Marburg: Metropolis-Verlag, S. 59-69.
- Freyer, Anne** (2011): Prosumenten bei der Ernte. Eine Garten-Kooperative bewirtschaftet Felder rund um Tunsel. Artikel in der Badischen Zeitung, erschienen am 05.07.2011. Abrufbar unter: <http://www.badische-zeitung.de/bad-krozingen/prosumenten-bei-der-ernte—47093562.html>, letzter Zugriff: 21.07.2012.
- Freyer, Anne** (2012): Sonne, viel Musik und gutes Essen. Gartencoop Freiburg feiert ihr erstes Jahr in Tunsel mit einem Hoffest inklusive Gast aus den USA. Artikel in der Badischen Zeitung, erschienen am 21.04.2012. Abrufbar unter: <http://www.badische-zeitung.de/bad-krozingen/sonne-viel-musik-und-gutes-essen--58516059.html>, letzter Zugriff: 21.07.2012.
- GartenCoop Freiburg** (2012): Über die GartenCoop. Grundzüge der GartenCoop Freiburg. Abrufbar unter: www.gartencoop.org/freiburg, letzter Zugriff: 14.07.2012.
- Gertenbach, Lars/Laux, Henning/Rosa, Hartmut/Strecker, David** (2010): Theorien der Gemeinschaft zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Groß, Dietmar** (2007): Alternativer Landbau zwischen Aldi und Wochenmarkt. In: Ökolandbau – mehr als eine Verfahrenslehre? Marburg: Metropolis-Verlag, S. 15-31.
- Groß, Matthias** (2006): Natur. Bielefeld: Transkript.
- Grundmann, Matthias** (2006): Soziale Gemeinschaften: Zugänge zu einem vernachlässigten soziologischen Forschungsfeld. In: Grundmann, Matthias (2006): Soziale Gemeinschaften. Münster: LIT, S. 9-29.
- Helfferrich, Cornelia** (2009): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. 3., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Huber, Joseph** (2011): Ökologische Modernisierung und Umweltinnovation. In: Groß, Matthias (2011): Handbuch Umweltsoziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 279-302.
- Kraiß, Katharina/van Elsen, Thomas** (2008): Community Supported Agriculture (CSA) in Deutschland. Konzept, Verbreitung und Perspektiven von landwirtschaftlichen Wirtschaftsgemeinschaften. In: Lebendige Erde 2/2008.
- Kruse, Jan** (2011): Reader „Einführung in die Qualitative Interviewforschung“, Freiburg (Bezug über: www.qualitative-workshops.de), Version Oktober 2011.
- Latour, Bruno** (2008): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Leggewie, Claus/Welzer, Harald** (2009): Das Ende der Welt, wie wir sie kannten. Klima, Zukunft und die Chancen der Demokratie. Frankfurt/M: Fischer.

- Müller**, Christa (2002): Zukunftsfähige Landwirtschaft. Eine Aufgabe nicht nur für Bauern. In: Wohlan, Margarethe (Hg.) (2002): Zukunft der Wirtschaft: Landwirtschaft und Ernährung. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 36-42.
- Müller**, Christa (2009): Die neuen Gärten in der Stadt. In: Kaestle, Thomas (Hg.) (2009): Mind the Park. Planungsräume, Nutzersichten, Kunstvorfälle. Oldenburg: Fruehwerk Verlag, S. 84-89.
- Müller**, Christa (Hg.) (2011): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom.
- Mundraub-Initiative** (2012): Über uns. Abrufbar unter: www.mundraub.org/uberuns, letzter Zugriff: 14.07.2012.
- Ostrom**, Elinor (2008): Was mehr wird, wenn wir teilen. Vom gesellschaftlichen Wert der Gemeingüter. Herausgegeben von Silke Helfrich. München: oekom.
- Pzyborski**, Aglaja/**Wohlrab-Sahr**, Monika (2009): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. Oldenbourg Wissenschaftsverlag, 2. Aufl.
- Rauterberg**, Hanno (2012): Das Glück ist grün. Titelgeschichte. In: „Die Zeit“ No. 22, Ausgabe vom 24.05.2012, Feuilleton, S. 43-44
- Schäfers**, Bernhard/**Lehmann**, Bianca (2010): Gemeinschaft. In: Kopp, Johannes/Bernhard Schäfers (2010): Grundbegriffe der Soziologie. 10. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 81-83.
- Schimank**, Uwe (2007a): Soziologische Gegenwartsdiagnosen – Zur Einführung. In: Schimank, Uwe/Volkman, Ute (Hg.)(2007): Soziologische Gegenwartsdiagnosen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9-22.
- Schimank**, Uwe (2007b): Die unmögliche Trennung von Natur und Gesellschaft - *Bruno Latours* Diagnose der Selbsttäuschung der Moderne. In: Schimank, Uwe/Volkman, Ute (Hg.)(2007): Soziologische Gegenwartsdiagnosen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 157-169.
- Sieferle**, Rolf Peter (2004): Nachhaltigkeit – eine Utopie? Kommentar 3 zu Jörg Tremmels Beitrag. In: GAIA 13 (2004), Nr.1, S. 40-41.
- Simon**, Stefan (2007): Formen solidarischer Ökonomie in der Landwirtschaft. In: Ökolandbau – mehr als eine Verfahrenslehre? Marburg: Metropolis-Verlag, S. 135-151.
- Slow Food** (2011): Slow Food - sei dabei! Für gute, saubere und faire Lebensmittel. Infolyer. Abrufbar unter: <http://www.slowfood.de/wirueberuns/>, letzter Zugriff: 23.07.2012
- Tremmel**, Jörg (2004): „Nachhaltigkeit“ – definiert nach einem kriteriengebundenen Verfahren. In: GAIA 13 (2004) Nr.1, S. 26-34.
- Volkman**, Ute (2007): Das schwierige Leben in der zweiten Moderne - *Ulrich Becks* „Risikogesellschaft“. In: Schimank, Uwe/Volkman, Ute (Hg.)(2007): Soziologische Gegenwartsdiagnosen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 23-40.
- WBGU** Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (2011a): Factsheet Nr. 1/2011. Ein Gesellschaftsvertrag für die Transformation. Abrufbar unter: <http://www.wbgu.de/hauptgutachten/hg-2011-transformation>, letzter Zugriff: 14.07.2012.
- WBGU** Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (2011b): Factsheet Nr. 4/2011. Transformation zur Nachhaltigkeit. Abrufbar unter: <http://www.wbgu.de/hauptgutachten/hg-2011-transformation>, letzter Zugriff: 14.07.2012.

9. Anhang

- 1) Legende Transkriptionsregeln
- 2) Postskripte
- 3) Interviewleitfaden
- 4) Zeitstrahl: Überblick über die Entstehung der GartenCoop
- 5) Artikel über die GartenCoop in der Badischen Zeitung

1) Legende Transkriptionsregeln

Regeln für die Transkription in Anlehnung an das Transkriptregelsystem GAT (vgl. Kruse, 2011, S. 142ff.; S. 150):

Pausen: (.) = Mikropausen, sonst Dauer in Sekunden (2)

Betonungen: akZENT (einfache Betonung); ak!ZENT! (starke Betonung)

Intonation: ? = Hoch steigend; , = mittel steigend ; = mittel fallend; . = tief fallend

Kennzeichnung der Redebeiträge: B: = Befragte/r; **I:= Interviewerin** (fett markiert)

Sonstiges: (...) = Auslassungen im Transkript; (lacht) = nicht-sprachliche Handlungen;
[mhm] = Redebeiträge der InterviewerIn; (??) = unverständlicher Redebeiträge

2) Postskripte

Postskript zum Interview 1

Interviewdatum: 07.05.2012

Dauer: ca. 1 h 50 min

Interviewpartner_in: Aktiver der GartenCoop (m), hier A genannt

Alter: 26

Ausbildung, Beruf: Abgeschlossenes Magisterstudium HF Ethnologie NF Soziologie

Derzeitige Tätigkeit: arbeitet bei einem selbstverwalteten Radio, sehr aktiv in der GartenCoop

Sonstige Informationen: Lebt mit seiner Oma in einem kleinen Ort außerhalb von Freiburg

Interviewverlauf:

Das Interview fand am 07.05.2012 statt. Wir trafen uns im Herderbau, wo die Fakultät für Forst- und Umweltwissenschaften ihren Sitz hat, dort hatte ich im Vorhinein ein Büro organisiert, sodass wir einen ruhigen Ort hatten, wo das Interview stattfinden konnte. Unsere Kontaktaufnahme zuvor fand per Email statt. Ich hatte mich und mein Forschungsvorhaben bei einem der im zweiwöchentlichen Abstand stattfindenden Treffen der aktiven Organisationsgruppe der GartenCoop vorstellen dürfen. Daraufhin habe ich eine Email über ihren internen Email-Verteiler geschickt. A hatte per Mail darauf geantwortet und wir haben einen für ihn passenden Termin vereinbart. Ich habe A um 10.00 Uhr vormittags am Eingang des Gebäudes abgeholt, dann sind wir gemeinsam in das Büro gegangen. Wir saßen über Eck an einem Schreibtisch, sodass A. aus dem Fenster zum Innenhof schauen konnte. Die Umgebung war also relativ ruhig. Nach kurzem Smalltalk habe ich bereits das Aufnahmegerät eingeschaltet. Da A im Rahmen seiner Abschlussarbeit ebenfalls qualitative Interviewforschung gemacht hatte, hatten wir gleich ein Einstiegsthema, über das wir zu Beginn des Interviews sprachen. Es gab keine Unterbrechungen des Interviews. Ich überließ es meinem Interviewpartner zu sagen, ob und wann er zwischendurch eine Pause machen wollte, aber er hat das Gespräch letztendlich zwischendurch nicht unterbrochen. Auf meine Leitfragen hin gab er sehr ausführliche Antworten, sodass ich gar keine Aufrechterhaltungsfragen stellen musste. Er redete sehr lange am Stück und benutzte auch einige elaborierte, wissenschaftliche Ausdrücke sowie englische Begriffe. Nachdem das Interview bereits mehr als eine Stunde gedauert hatte, fragte ich ihn, wie viel Zeit er noch habe und wir einigten uns darauf, maximal noch eine halbe Stunde weiter zu machen. Er war insgesamt sehr freundlich und begann das Gespräch auch von sich aus mit einem Smalltalk

über die Anfahrt und mein Studium. Auf meine Fragen hat er immer nach einigem Nachdenken, aber dann sehr bestimmt geantwortet. Das Interview war auf ca. eine Stunde angelegt. Letztlich hat es aber fast zwei Stunden gedauert. Ich habe gar nicht alle meiner Leitfragen stellen müssen, da A viele Aspekte von sich aus angesprochen hat. Gegen Ende sind wir etwas schneller durch die Fragen gegangen, da wir beide offenbar etwas erschöpft waren und wir uns ja auch zwischendurch im Interview auf einen Zeitpunkt geeinigt hatten, wann das Interview beendet sein sollte. Insgesamt wirkte A sehr redegewandt und ausdrucksstark. Im Verlauf des Interviews erzählte er dann auch, dass er auf Reisen immer wieder Vorträge über die GartenCoop halte und auch durch den diskursiven Entscheidungsfindungsprozess innerhalb der GartenCoop viel dazugelernt hätte, was Diskussionen und Ausdrucksweisen angeht. Er strukturierte auch seine langen Redebeiträge selbstständig und griff verschiedene Aspekte einer Frage nacheinander auf, dabei fragte er mich nur selten, ob ich nochmals die Frage stellen könnte. Ich hatte eine Thermoskanne mit Tee dabei, sodass wir während des Interviews auch gemeinsam Tee getrunken haben. Nach Beendigung des Interviews meinerseits unterschrieb er mir noch meine Einverständniserklärung wegen des Datenschutzes und verabschiedete sich recht zügig, da er zu seinem nächsten Termin musste.

Postskript zum Interview 2

Interviewdatum: 15.05.2012

Dauer: ca. 1 h 10 min

Interviewpartner_in: Gärtnerin der GartenCoop (w), hier B genannt

Alter: 23

Ausbildung, Beruf: abgeschlossene Ausbildung zur Gärtnerin, die sie in einem Gartenbaubetrieb in der Region gemacht hat

Derzeitige Tätigkeit: als Gärtnerin bei der GartenCoop angestellt (80% Stelle)

Sonstige Informationen: lebt in einer WG in Freiburg, stammt aus Norddeutschland

Interviewverlauf:

Da ich gerne mein zweites Interview mit einer Frau führen und am liebsten auch noch eine/n Gärtner/-in interviewen wollte, bot es sich an, B zu interviewen, da sie beides in einer Person vereinigt. Ich bekam ihre Telefonnummer von einem anderen Mitglied, es war aber sehr schwer sie zu erreichen, sodass es ca. eine Woche dauerte, bis wir einen Termin vereinbaren konnten. Sie rief mich zurück, nachdem ich meine Nummer in ihrer WG hinterlassen hatte.

Bei dem Treffen der Steuerungsgruppe, wo ich mich bereits vorgestellt hatte, war sie nicht dabei gewesen. Sie wurde dann aber von dem anderen Mitglied gefragt, ob sie zu einem Interview bereit sei, und sagte auch gleich zu. Als wir telefonierten, war gleich dazu bereit, ein Interview zu geben und wir verabredeten uns für ihren freien Tag, vormittags, da sie sonst tagsüber immer arbeitet. Am Abend zuvor rief sie mich dann aber an und verschob den Termin auf 20.00 Uhr, da sie doch arbeiten musste. Sie erklärte dann auch im Interview, dass es häufig sehr viel zu tun gebe und sie dann häufig länger bei der Arbeit bleibe, als sie eigentlich müsste, ihr das aber auch Spaß mache. Das Interview fand bei ihr zuhause statt. Ihre WG ist zentral in Freiburg gelegen. Bei der Begrüßung boten mir ihre MitbewohnerInnen gleich ein Glas Wein an, sodass wir dann beide während des Interviews ein Glas Wein tranken. Wir setzten uns in ihr Zimmer, wo wir gegenüber von einander saßen, sie auf dem Schreibtischstuhl und ich auf dem Sofa. Dort war es sehr ruhig und wir waren ungestört. Es fing während des Interviews zwischendurch an heftig zu regnen und dann hagelte es kurzzeitig sogar. Da sie ein schräges Dachfenster hatte, sorgte der Regen und besonders der Hagel für ein starkes Geräusch, was dann auch im Interview aufgenommen wurde. A erzählte in diesem Zusammenhang, sie müsste dabei daran denken, ob die Tomaten (auf der Hofstelle der GartenCoop in Tunsel) ausreichend vor dem Hagel geschützt seien. Die Atmosphäre war insgesamt sehr freundlich und erinnerte weniger an eine formelle Interviewsituation als an einen gemütlichen abendlichen WG-Besuch. Sie erzählte zwischendurch auch, dass sie sich in ihrer WG sehr wohl fühle und dass sie auch mit mehreren anderen Gärtnern zusammen wohnen würde, was dann ebenfalls auch im Interview aufgegriffen wurde. Insgesamt wirkte sie sehr entspannt, freundlich und interessiert an meinem Forschungsvorhaben und erzählte sehr bereitwillig und ausführlich, sodass ich meine Aufrechterhaltungsfragen gar nicht erst zu stellen brauchte. Ihre Antworten waren auch sehr gut strukturiert. Es gab keine Unterbrechungen während des Interviews. Nach Beendigung des Interviews und etwas Smalltalk verabschiedete ich mich relativ zügig. Auf Nachfrage sagte sie, sie würde gerne eine Kopie des Interviews als Audiodatei bekommen.

3) Interviewleitfaden

<i>Bereich/ Thema</i>	<i>Leitfrage/ Erzählaufforderung</i>	<i>Check: Erwähnt?</i>	<i>Konkrete (Nach-)Fragen</i>	<i>Aufrechterhaltungsfragen</i>
1) Einleitung		Forschungsvorhaben erklären		
2) Eigenes Leben	Erzähl doch mal, wie Du so lebst, was Dir grundsätzlich wichtig ist im Leben, was für Themen sind wichtig bei Dir?	Lebensthemen, Werte, Lebensgestaltung, Zusammen leben, Interessengebiete, Stadt/Land, Familie?/ WG? etc., Einbettung in den Lebenszusammenhang	Was sind die wichtigen Themen bei Dir in deinem Leben?	Gibt es sonst noch etwas? Und sonst? Und dann? Und was noch so? Kannst Du noch mehr dazu erzählen? Kannst Du mir das genauer beschreiben? Was meinst du damit genau? Was verbindest Du noch damit? Was geht dir sonst noch so bei dem Thema durch den Kopf? Und dann? Was passiert da? Wie war/ ist das da so mit...?
			Was begeistert Dich in deinem Leben?	
			Was bedeutet Leben in der Stadt oder auf dem Land für Dich?	
3) GC allgemein	Was ist denn die GC eigentlich, was macht sie aus? Erzähl doch mal.	Klientel, Ziele, Mitglieder, Motivationen, Probleme	Wie kam es zur Gründung der GC?	
			Was für Leute machen mit bei euch?	
			Was funktioniert gut, was klappt nicht so gut?	
			Was habt Ihr euch für die Zukunft vorgenommen?	
4) GC und eigene Person	Und bei Dir persönlich, wie ist deine eigene Geschichte mit der GC?	Erstkontakt, persönliche Motivation, eigenes Engagement, Zukunftsvision, Rolle der GC im Alltag	Wie bist Du mit der GC in Kontakt gekommen? (Wann war das?)	
			Was macht die GC für Dich aus?	
			Wie kannst Du persönlich	

			was bewirken?	
			Wie engagierst Du dich für die GC? (Wie viel Zeit widmest Du der GC?)	
			Wie finden deine Freunde und Bekannten das?	
			Was sind deine Ziele für die Zukunft?(Planst Du dich längerfristig zu engagieren?)	
5) Gruppe/ Gemeinschaft	Was macht euch denn als Gruppe aus in der GC?		Worüber redet ihr bei euren Treffen?	
			Wie laufen die Sitzungen denn so ab?	
			Wie trifft ihr Entscheidungen? (Welche Vor- und Nachteile gibt es da für Dich?)	
			Womit bist Du zufrieden und womit unzufrieden?	
6) Nachhaltigkeit	Dann habe ich jetzt noch eine letzte Frage: Womit verbindest Du den Begriff „Nachhaltigkeit“? (Was bedeutet der Begriff „Nachhaltigkeit“ für Dich?)			
7) Ende	Möchtest Du noch irgendwas erzählen, was dir wichtig ist, das aber bisher noch nicht zur Sprache kam?			

4) Zeitstrahl: Überblick über die Entstehung der GartenCoop

2009: Idee, Infoveranstaltung

Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember
						Besuch des Jardin de Cocagne in Genf: Vorbild			erste Infoveranstaltung: 160 Leute		
						wöchentliche Treffen					

2010: Landsuche

Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember
											Überlegung Tunsel
		Überlegung, die alter Gärtnerei zu kaufen			Überlegung Luzernenhof	Vereinsgründung GartenCoop e.V.					

2011: Anbaustart

Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember
Pachtvertrag Tunsel ab 1.1.	22.2: Auftaktveranstaltung: 150 Mitglieder, Präsentation des Budgets	wachsen auf 180 Mitglieder					letzte Pflanzungen, letzte Ernten		Mitgliederversammlung, Thema: freiwillige und bezahlte Arbeit	Mitgliederversammlung, Thema: freiwillige und bezahlte Arbeit: neue Stellen werden eingerichtet	
Treffen mit den bisherigen Mitgliedern (30-40)			erste Ernte								

Werbung								
Entwicklung des Verteilsystems								
Gärtner bezahlen, Investitionen: Saatgut, Düngemittel, Geräte Presse								

5) Artikel über die GartenCoop in der Badischen Zeitung

Zeitungsartikel erschienen am 21.10.2009 in der Badischen Zeitung, von Beate Beule

Gutes Gemüse, gemeinsam erzeugt

Initiative sucht Mitstreiter

Um die Umwelt zu schonen und um sich gesund zu ernähren, greifen immer mehr Verbraucher zu Produkten aus ökologischem Anbau. Einer Gruppe von Menschen aus Freiburg ist dies jedoch nicht genug. Sie wollen noch mehr Einfluss darauf haben, woher ihre Lebensmittel stammen und wie diese angebaut werden. Deshalb möchten sie ihr Gemüse zukünftig gerne selbst pflanzen und ernten – allerdings nicht jeder für sich im eigenen Garten, sondern in einem Gemeinschaftsprojekt. Vorbild ist ein Modell aus Genf.

Ob sich diese Idee in Freiburg wirklich in die Tat umsetzen lässt, ist derzeit noch nicht ganz klar. "Der Knackpunkt wird sein, ob wir geeignetes Land bekommen", sagt Luciano Ibarra, einer der Initiatoren der "Gartencoop". Aber die Gruppe ist zuversichtlich: Einige Landwirte im Freiburger Umland hätten bereits Interesse an dem Projekt bekundet, berichtet Ibarra.

Überzeugt von ihrer Idee ist die Garteninitiative auch deshalb, weil sie in einem Projekt in Genf gesehen hat, dass das System funktioniert. Die dortige Kooperative Jardins de Cocagne ("Schlaraffengärten") gibt es bereits seit 30 Jahren, sie versorgt derzeit 420 Haushalte mit Obst und Gemüse.

Die Mitglieder zahlen monatlich einen einkommensabhängigen Beitrag und sind außerdem verpflichtet, vier Tage pro Jahr bei der Gartenarbeit mitzuhelfen. Dafür bekommen sie einmal pro Woche eine Gemüsebox ins Haus geliefert – ähnlich wie bei dem Prinzip der Abonnementsboxen, das viele Bioläden anbieten. Dieses Angebot ist der Freiburger Gartencoop jedoch schon "zu service- und verbraucherorientiert", wie Mitstreiterin Kathrin Hessdorfer sagt. Die Geschäfte böten das an, was die Kunden wünschten – und nicht unbedingt das, was der Boden hergibt.

Der Anbau soll professionell betrieben werden

Bei der Gartencoop soll deshalb auch schrumpeliges Gemüse in den Töpfen der Mitglieder landen, und außerdem wirklich immer nur das, was je nach Jahreszeit und ohne zusätzlichen Energieaufwand angepflanzt werden kann.

Neben den ökologischen Aspekten hat die Idee vor allem aber auch einen politischen Hintergedanken: Die Garteninitiative möchte den anonymen Markt aufbrechen. Produzenten und Konsumenten sollen nicht mehr länger getrennt sein. Ein Laienprojekt soll die Kooperation trotzdem nicht werden. "Der Anbau soll schon professionell sein", sagt Gartencoop-Mitglied Fabian Schlichtmeier. Deshalb möchte die Initiative auch ausgebildete Gärtner anstellen. Sie sollen den Anbau koordinieren und die Mitglieder anleiten.

Hierbei könnte die Gartencoop-Gruppe auch auf Experten aus ihren eigenen Reihen zurückgreifen: Rund ein Drittel der derzeit rund 20 Aktivisten sind selbst gelernte Gärtner oder befinden sich in der Ausbildung.

Um das Projekt zu starten, sucht die Initiative derzeit noch Mitstreiter. 80 Haushalte wären für den Anfang ideal, glaubt Luciano Ibarra. Diese müssten sich auch noch Gedanken über die

genaue Finanzierung des Konzepts machen. Die Gruppe rechnet zu Beginn mit einer Investitionssumme im niedrigen fünfstelligen Bereich – etwa für Werkzeug oder schützende Folientunnel. Das Geld soll durch Direktkredite oder Spenden zusammenkommen.

Informationsveranstaltung am Freitag, 23. Oktober 2009, ab 19.30 Uhr im Susi-Café, Haus A, Vauban-Allee 2

Zeitungsartikel erschienen am 05.07.2011 in der Badischen Zeitung, von Anne Freyer

Prosumenten bei der Ernte

Eine Garten-Kooperative bewirtschaftet Felder rund um Tunsel.

BAD KROZINGEN-TUNSEL. Bis vor kurzem leuchteten sie mit dem blauen Himmel um die Wette: die rund um Tunsel liegenden Felder mit Phacelia, einer Pflanze, die nicht nur die Qualität des Bodens verbessert, sondern darüber hinaus auch sehr attraktiv aussieht. Ausgesät haben diesen Gründünger die Mitglieder der selbstverwalteten Garten-Coop Freiburg, die seit Anfang des Jahres acht Hektar Fläche und 1000 Quadratmeter unter Folientunnel bewirtschaftet – ausschließlich für den Eigenbedarf.

"Hier in Tunsel haben wir genau das gefunden, was wir gesucht haben, sowohl von der Größe als auch von den Bedingungen her", stellen die beiden ausgebildeten Gemüsegärtner Lukas und Fabian und der Landwirt Thomas fest. Auf ihr Fachwissen können sich die hochmotivierten Mitglieder der Kooperative verlassen, die zurzeit häufig mit landwirtschaftlichem Gerät und Körben ausgestattet auf den Feldern und Beeten anzutreffen sind, die ihnen die Biogärtnerei Cammerer verpachtet hat. Denn jetzt geht's ans Ernten – für die mit landwirtschaftlichen Tätigkeiten wenig bis gar nicht vertrauten Städter ein Erlebnis der besonderen Art. Kräuter, Salat, Gurken gibt es zurzeit in Hülle und Fülle, demnächst sind Tomaten, Auberginen und Zucchini dran. Exakt 190 Basilikumsträube lässt Fabian binden, ebenso viele Portionen Möhren werden für den Abtransport an die Verteilerstellen in Freiburg fertiggemacht, denn so viele Mitglieder hat die Garten-Coop. Und nur wer dazugehört, kommt in den Genuss der frischen Produkte.

Die Idee zur solidarischen Landwirtschaft im Freiburger Raum kam dem Filmemacher und Journalisten mit dem Spezialgebiet Agrarbranche Luciano Ibarra, als er im Sommer 2009 von einer landwirtschaftlichen Genossenschaft nahe Genf hörte. Sie heißt "Jardins de Cocagne", besteht seit 30 Jahren und beliefert mittlerweile 420 Haushalte mit Gemüse. Auf die Erfahrungen, die man dort sowie in anderen Gegenden der Schweiz, in Frankreich und im Buschberghof bei Hamburg gesammelt hat, kann nun Garten-Coop Freiburg zurückgreifen, was viele Anfangsfehler vermeiden hilft.

Zur ersten Informationsveranstaltung im Herbst vergangenen Jahres in Freiburg waren Vertreter dieser Einrichtungen nach Freiburg gekommen und stießen auf reges Interesse – bis Ende Februar war die Obergrenze von 190 Mitgliedern, die man im Hinblick auf Machbarkeit und Wirtschaftlichkeit angepeilt hatte, erreicht, die Warteliste ist lang.

Was finden Leute aus der Stadt, die oft keinerlei Erfahrung mit Garten- oder Landarbeit haben, so toll daran, einen Weg von immerhin bis zu 30 Kilometern auf sich zu nehmen, um mehrere Stunden lang Erde zu lockern, Karotten auszubuddeln oder in ungewohnter Haltung Kräuter zu ernten? "Das ist es ja gerade!", sagt eine junge Mutter, die ihr Kleinkind auf den Rücken gebunden hat und nun die Hacke schwingt. "Hier lernt meine Kleine, wo die Erbsen und all das andere Grünzeug herkommen, nämlich nicht aus der Dose. Und alles biologisch

angebaut und von bester Qualität." Dass dem so ist, können die Nutzer lückenlos beobachten und kontrollieren, denn sie sind von der Vorbereitung des Bodens über das Pflanzen und Säen bis zum Ernten immer dabei – allerdings im Wechsel.

"Prosument" ist hierfür das Schlagwort, zusammengesetzt aus "Produzent" und "Konsument". Die Eigenarbeit beträgt nur zwei Tage im Jahr – wird jedoch manchmal überschritten, weil es so viel Spaß macht.

Als einmalige Einlage sind 400 Euro vereinbart, als jährlicher Beitrag bis zu 600 Euro. Damit werden nicht nur Saatgut und Jungpflanzen, sondern auch die Büroausstattung und zunächst der Erwerb der Maschinen und Geräte, später ihre Instandhaltung finanziert. Darum kümmern sich Genossenschaftsmitglieder, die auf den Gebieten Schlosserei, Mechanik und Elektrik beschlagen sind.

Und was passiert mit dem Überschuss, wenn beispielsweise alle Tomaten auf einmal reif werden? "Dann wird eingeweckt und konserviert, die Gläser dafür sammeln wir schon", kündigt Gärtnermeister Lukas an. Verkauft werden sollen die Produkte jedenfalls nicht; wer in ihren Genuss kommen will, muss schon Mitglied werden.

Zeitungsartikel erschienen am 21.04.2012 in der Badischen Zeitung, von Anne Freyer

Sonne, viel Musik und gutes Essen

Gartencoop Freiburg feiert ihr erstes Jahr in Tunsel mit einem Hoffest inklusive Gast aus den USA

BAD KROZINGEN-TUNSEL. Seit rund einem Jahr gibt es in Tunsel die Gartencoop Freiburg, die im Sinne einer "solidarischen Landwirtschaft" Lebensmittel produziert. Entsprechend den Jahreszeiten konnten ihre Mitglieder bei der Bewirtschaftung der insgesamt acht zur Verfügung stehenden Hektar beobachtet werden. Nun gab es ein Hoffest für die rund 260 Mitglieder, ihre Familien und Freunde, darunter viele Tunsler – mit Konzert.

Pünktlich zum Fest riss die Wolkendecke auf, und die Sonne beschien das fröhliche Treiben auf der Hofstelle am Germanweg. Das lockte nicht nur Gäste aus Freiburg und Umgebung an, die zum großen Teil mit öffentlichen Verkehrsmitteln oder Fahrrädern angereist waren, sondern auch Neugierige aus dem Ort. Alle genossen das köstliche Essen und die gute Atmosphäre, zu der im Verlauf des Abends verschiedene Musiker beitrugen. Anlass war der weltweite "Via Campesina Aktionstag" zur Stärkung der solidarischen Landwirtschaft. Denn wie aus den zahlreichen Broschüren am Informationsstand hervorging, gibt es ein global agierendes Netzwerk dieser Initiativen von Bäuerinnen und Bauern, Landlosen und indigenen Völkern weltweit. Als Bestandteil dieser Bewegung sieht sich auch die Gartencoop Freiburg. Ihre Initiatoren legen allerdings Wert darauf, nicht als Genossenschaft, wie der Name entsprechend dem allgemeinen und auch internationalen Sprachgebrauch nahe legen könnte, sondern als qualitätsbewusster Zusammenschluss von Produzenten und Konsumenten verstanden zu werden, denen es um den ökologisch einwandfreien und klimagerechten Anbau von Nahrungsmitteln geht (die BZ berichtete).

Die Warteliste ist lang.

Der Mitgliederstand liegt derzeit bei 260, die Warteliste ist lang. In den Genuss der Produkte

kommt nur, wer Mitglied der Initiative ist. Die Gartencoop Freiburg ist, wie beim Aktionstag deutlich wurde, bereits Mitglied des örtlichen Beregnungsverbandes. Sie steht außerdem im überregionalen Austausch mit ähnlichen Projekten, inspiriert von den "Jardins de Cocagne", einer Kooperative in und um Genf, die seit mehr als 30 Jahren erfolgreich Gemüse für mehrere hundert Mitglieder anbaut.

Die meisten Zutaten der angebotenen Speisen stammten denn auch aus der Gemüse- und Salatproduktion des vergangenen Jahres, die teils im Freien, teils in den Gewächstunneln erzielt worden war. "Alles selbstgezogen, alles mit samenfesten Sorten und frei von Hybriden", betonten die Gastgeber, denn das ist für sie das entscheidende Qualitätsmerkmal ihrer Produkte. Ein weiteres Schlagwort: "Ernährungssouveränität", also die Unabhängigkeit von der Nahrungsmittelindustrie und damit die lückenlose Kontrolle vom Säen bis zum Ernten.

Das schätzen besonders junge Freiburger Familien, die an einer der zahlreichen Verteilerstellen in der Stadt ihren Bedarf decken können. Vor allem aber kommt es ihnen darauf an, ihren Kindern vor Ort zu vermitteln, wo Pflanzen wachsen und woher die Nahrung kommt. Dass es den Kleinen in Tunsel gut gefällt, wurde beim Hoffest deutlich, das für sie viel Unterhaltung, Spiel und Spaß bereithielt. Die Großen genossen die musikalische Unterhaltung, zunächst durch das Duo Paskal, Gitarre, und Katharina, Geige, aus Freiburg. Ihre aussagekräftigen Chansons in französischer Sprache stimmten auf den Stargast des Abends ein, David Rovics, aktiver Liedermacher aus den USA und in der Szene ein bekannter Name. Bald zeigte sich auch, warum: Seine temperamentvoll auf der Gitarre begleiteten Lieder in zündenden Rhythmen lassen nichts aus, was ihm bei seinen Reisen durch die Kontinente auffällt und der Kritik wert erscheint. Ob die "größte Windmühle der Welt" in Dänemark, ob der widerständige Hund in Athen oder streitbare Helden in Belgien, Mexiko oder anderswo – alles kommt bei ihm zur Sprache und via Gesang unter die Leute.